Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz

Band: 90 (1998)

Artikel: Zu einem spätmittelalterlichen Holzbau in Steinen : das ehemalige Haus "Acher" an der Kreuzstrasse 8

Autor: Descœudres, Georges / Furrer, Benno / Keck, Gabriele

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-168204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu einem spätmittelalterlichen Holzbau in Steinen

Das ehemalige Haus «Acher» an der Kreuzstrasse 8

Von Georges Descœudres, Benno Furrer, Gabriele Keck und Franz Wadsack

Als im Zusammenhang mit baugeschichtlichen Untersuchungen am Haus «Bethlehem» in Schwyz durchgeführte dendrochronologische Bestimmungen (Jahrringdatierungen) ergaben, dass die zum ursprünglichen Bau gehörigen Hölzer im Jahre 1287 geschlagen worden waren, da gingen Pressemeldungen über die Entdeckung des «ältesten Holzhauses in der Schweiz» rasch durch das ganze Land. 1989 machte dann die Meldung die Runde, an der Herrengasse 17 in Steinen sei ein noch älteres Holzhaus entdeckt worden. Eine daraufhin eingeleitete baugeschichtliche Untersuchung erbrachte hier freilich gewichtige Korrekturen,[1] und zwar in dem Sinne, dass das Haus Herrengasse 17 zu Beginn des 14. Jahrhunderts unter Wiederverwendung älterer Hölzer und möglicherweise als Ersatz eines älteren Baus errichtet wurde, im fassbar gewordenen Baubestand somit jünger war als das Haus «Bethlehem». Nicht nur eine weitere Öffentlichkeit, sondern auch die Fachwelt nahm mit Erstaunen und Interesse zur Kenntnis, dass im 13. und 14. Jahrhundert errichtete Holzhäuser in ihrer baulichen Substanz bis in unsere Zeit weitgehend erhalten geblieben sind.

Innerschweizer Wohnbautypus

Bauuntersuchungen und Autopsien im Alten Land Schwyz sowie im angrenzenden Urnerland haben eine Gruppe von Holzbauten ausmachen können, die eine Reihe gemeinsamer Merkmale aufweisen, welche es erlauben, einen spätmittelalterlichen Innerschweizer Wohnbautypus bestimmen zu können.[2] Es handelt sich dabei um zweigeschossige Holzbauten über einem gemauerten Steinsockel, wobei die vielfach an einen Hang gestellten Häuser nur zur Hälfte unterkellert sind. Der zweiraumtiefe Wohnteil weist im sogenannten Vorderhaus in beiden Wohngeschossen bei identischer Raumaufteilung je eine grössere und eine kleinere Kammer auf, während das sogenannte Hinterhaus die bis zum Dach offene Rauchküche sowie allenfalls zwei bis drei Kammern umfasst. Eine Firstkammer hingegen fehlt durchwegs bei Bauten dieses Typs. Nach bisherigen Erkenntnissen verfügten diese in Blockbautechnik aufgeführten Wohnhäuser an einer oder beiden Traufseiten vielfach über Lauben, die in der Regel später durch jüngere Konstruktionen ersetzt worden sind. Der traufseitige Hauseingang erfolgt gewöhnlich über eine Laube; wo beide Traufseiten über Lauben verfügen, liegt er an der breiteren. Vom Hauseingang verläuft quer zur Giebelrichtung ein zur Küche hin offener Mittelgang, welcher – wo vorhanden – zur schmaleren Laube auf der Gegenseite führt. Die Bauten weisen ein schwach geneigtes Pfetten-Rafen-Dach auf und waren ursprünglich wohl mit Holzschindeln gedeckt, die mit grossen Steinen beschwert waren. Als konstruktive Eigenheiten dieser Baugruppe sind massive Fussboden- bzw. Deckenbohlen (Abb. 8) zu nennen, welche die Aussenwände durchstossen. Binnenwände dagegen, d.h. Unterteilungen von Kammern, treten – anders als bei jüngeren Blockbauten der Gegend – an den Fassaden nur als Einzelvorstösse in Erscheinung (Abb. 5). Im Gegensatz dazu sind die Eckverbindungen des Block-

Abb. 1: Ehemaliges Haus «Acher», Ostfassade (Aufnahme 1985).

[1] Peter Eggenberger: «Die dendrochronologische Datierungsmethode in der Mittelalterarchäologie. Eine kritische Betrachtung ihrer Anwendung», in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz [MHVS] 84 (1992), 39–46; 45.

[2] Eine erste Zusammenstellung der bekannten Bauten bei Benno Furrer: «Beiträge zur Hausgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts in der Innerschweiz», in: Der Geschichtsfreund 141 (1988), 175–200.

baus als Gewätt angelegt, welches den stabilen Rahmen des Hausbaus bildet.

Prominentestes Beispiel dieser Gruppe neben dem Haus «Bethlehem» in Schwyz[3] ist das ehemalige Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach, das inzwischen ins Freilichtmuseum Ballenberg transferiert wurde, wo es seither den ältesten Hausbau der Kollektion repräsentiert.[4] Allein in Steinen sind bis anhin sechs Häuser dieser Gruppe bekannt geworden, und es ist nicht auszuschliessen, dass dereinst noch weitere Vertreter dieses Typus nachgewiesen werden können. Bekannt sind neben dem genannten Haus Herrengasse 17 (inzwischen abgerissen)[5] das Haus «Schürmann»[6] an der Schwyzerstrasse 9 sowie die an der Herrengasse 11, an der Lauigasse 7 und 21 gelegenen Häuser[7] und schliesslich das Haus «Acher»[8] an der Kreuzstrasse 8 (inzwischen abgebrochen).

Ehemaliges Haus «Acher» aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts

Bevor das Haus im Januar 1998 abgerissen wurde, hat das Atelier d'archéologie médiévale, Moudon, im Auftrag der Schweizerischen Bauernhausforschung, Zug, sowie der Denkmalpflege Schwyz mit finanzieller Unterstützung durch die Gemeinde Steinen vom 6.–10. Oktober 1997 in Zusammenarbeit mit dem Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich und der Schweizerischen Bauernhausforschung eine Bauuntersuchung durchgeführt.[9] Örtlicher Leiter war Franz Wadsack, der neben Bauaufnahmen auch die Umzeichnungen sämtlicher Pläne sowie die photographische Dokumentation besorgte. Die für eine Bauuntersuchung äusserst knapp bemessene Zeit zwang zur Vorgabe klar umrissener Prioritäten. So wurde das Hauptaugenmerk bei den Untersuchungen wie auch bei der Dokumentation des Hauses auf die mittelalterlichen Bauteile gelegt. Im weitern hat man auf Freilegungen von Wänden und Mauern weitgehend verzichtet, wobei allerdings keine wesentlichen Ergänzungen zu den freiliegenden ursprünglichen Bauteilen zu erwarten gewesen waren. Erste Abklärungen, die 1985–1987 im Rahmen der Bauernhausforschung in den Kantonen Schwyz und Zug vorgenommen wurden, hatten ergeben, dass die zum Hausbau verwendeten Hölzer nach 1312, wahrscheinlich aber vor 1350 geschlagen wurden,[10] so dass man davon ausgehen kann,

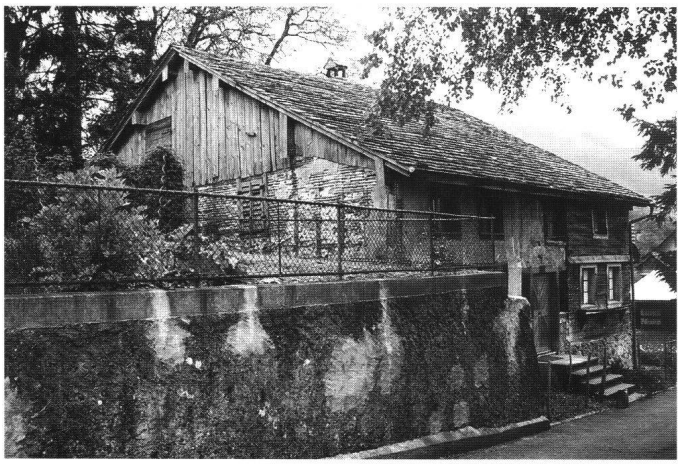

Abb. 2: Ehemaliges Haus «Acher» an der Kreuzstrasse (Aufnahme 1985).

3 Benno Furrer: «Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug», Basel 1994, 437–443; siehe ferner Peter Eggenberger: «Die Baugeschichte», in: Das Winkelried-Haus. Geschichte, Restaurierung, Museum, Stans 1993, 49–89; 60f. und 84–87.

4 Georges Descœudres und Franz Wadsack unter Mitarbeit von Peter Eggenberger: «Das spätmittelalterliche Schwyzer Haus im Freilichtmuseum Ballenberg. Baugeschichtliche Untersuchungen am ehemaligen Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach», in: Jahrbuch des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg 1 (1996), 177–239; vgl. Markus Bamert: «Denkmalpflege im Kanton Schwyz 1996/97», in: MHVS 89 (1997), 167–190; 168–170, und Ballenberg: Schweizer Freilichtmuseum für ländliche Kultur, 20. Jahresbericht 1997, Brienz 1998, 17.

5 Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 433–436.

6 Markus Bamert: «Denkmalpflege im Kanton Schwyz 1994/95», in: MHVS 87 (1995), 169–191; 174f.

7 Haus Herrengasse 11: Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 508 – Häuser an der Lauigasse 7 und 21: Furrer, «Beiträge» (wie Anm. 2), 190f., 188.

8 Furrer, «Beiträge» (wie Anm. 2), 193f.

9 Der Untersuchungsbericht von Georges Descœudres und Franz Wadsack: Steinen SZ. Haus «Acher» (Kreuzstrasse 8). Baugeschichtliche Untersuchungen 1997, Ms. Moudon/Zürich 1997 liegt im Staatsarchiv Schwyz (STASZ). – Wir danken Dr. Benno Furrer, dem wissenschaftlichen Leiter der Schweizerischen Bauernhausforschung, für die kundige Begleitung der Untersuchungen sowie dafür, dass er mit Lech Widla einen erfahrenen Bauzeichner zur Verfügung stellte. Ebenfalls eine willkommene Unterstützung durch den in archäologischen Belangen bewährten Hermann Schibig verdanken wir der Gemeinde Steinen.

10 Furrer, «Beiträge» (wie Anm. 2), 193f. Matthias Seifert: «Dendrochronologische Datierung von sechs Schwyzer Bauernhäusern», in: Der Geschichtsfreund 141 (1988), 201–210; 206. Als wahrscheinliche Fällzeit werden in dem 24.8.1987 datierten Bericht von M. Seifert die Jahre 1317–1342 angegeben (Dokumentation bei der Schweizerischen Bauernhausforschung, Archiv, Hofstrasse 15, Zug).

dass das Haus in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurde.

Historische Nachrichten über das Haus reichen immerhin bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Seither sind die Hauseigentümer, wenn auch nur lückenhaft, anhand von Grundbucheintragungen fassbar:[11]

1573	Balthasar Syttli und Rudolf Keller
1597	Jakob Lustenberger
1629	Johann Tätsch
1670	Johann Schibig
1749	Jakob Linggi
1768	Franz Heinzer
1769	Maria Ulrich
1816	Dominik Schorno
1846	Melchior Anton Schorno
1862 (bis 1998)	Familie Mettler

Das ehemalige Haus «Acher» lag auf 480 m über Meereshöhe am nördlichen Rand des Dorfkerns von Steinen in unmittelbarer Nähe des im Jahre 1921 nach Norden erweiterten und von einer Mauer umschlossenen Kirchhofes (Abb. 3). Es handelte sich um ein zweigeschossiges Haus in Blockbautechnik über einem gemauerten Steinsockel, welcher im südöstlichen Bereich des Hauses ein Kellergeschoss umschloss. Der Bau war an einem von Nordwest nach Südost abfallenden Hang traufseitig zur Kreuzstrasse situiert. Die Hauptfassade des Hauses, nach welcher sich die Wohnräume orientierten, lag auf der Südostseite (Abb. 1), der Hauseingang auf der Strassenseite (Abb. 2). In jüngerer Zeit, wohl im späteren 19. oder im 20. Jahrhundert, ist auf der nordwestlichen Hangseite des Hauses eine Terrassenmauer aus grösseren Steinblöcken errichtet worden. Die jüngsten Bauteile der strassenseitigen Hausfassade wurden gegen diese Terrassenmauer gestellt. Auf der Ostseite lag das Terrain 0,60 m höher als die Türschwellen der beiden Eingänge in den Keller, so dass dieser eingetieft erschien. Es ist jedoch fraglich, ob dies dem ursprünglichen Zustand entsprach, der im einzelnen nicht näher abgeklärt werden konnte.

Zur Vereinfachung wird in den folgenden Beschreibungen die strassenseitige Fassade des Hauses als Südseite bezeichnet und die übrigen Fassaden dementsprechend. Im weiteren wird der auf der Ostseite des Hauses gelegene Keller als Erdgeschoss und die beiden Wohnetagen als 1. und 2. Obergeschoss benannt. Als «originale» bzw. «ursprüngliche» Strukturen werden jene Bauteile bezeichnet, die mit dem in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichteten Haus entstanden waren. Dementsprechend werden alle jüngeren Bauteile generell als «sekundär» benannt.

Das Haus «Acher» mit einer Grundfläche von insgesamt rund 14 x 10 m wies im angetroffenen Zustand eine dreiraumtiefe Gliederung auf. In beiden Wohngeschossen erschloss ein Mittelgang die Räume des westlichen Hinter- und des östlichen Vorderhauses. Ein schopfartiger Anbau auf der Nordseite, welcher als einziger Bauteil mit Falzziegeln eingedeckt war, dürfte als jüngstes Raumelement des Gesamtbaus erst im 20. Jahrhundert entstanden sein. Nur im östlichen Teil des Hauses – im sogenannten Vorderhaus

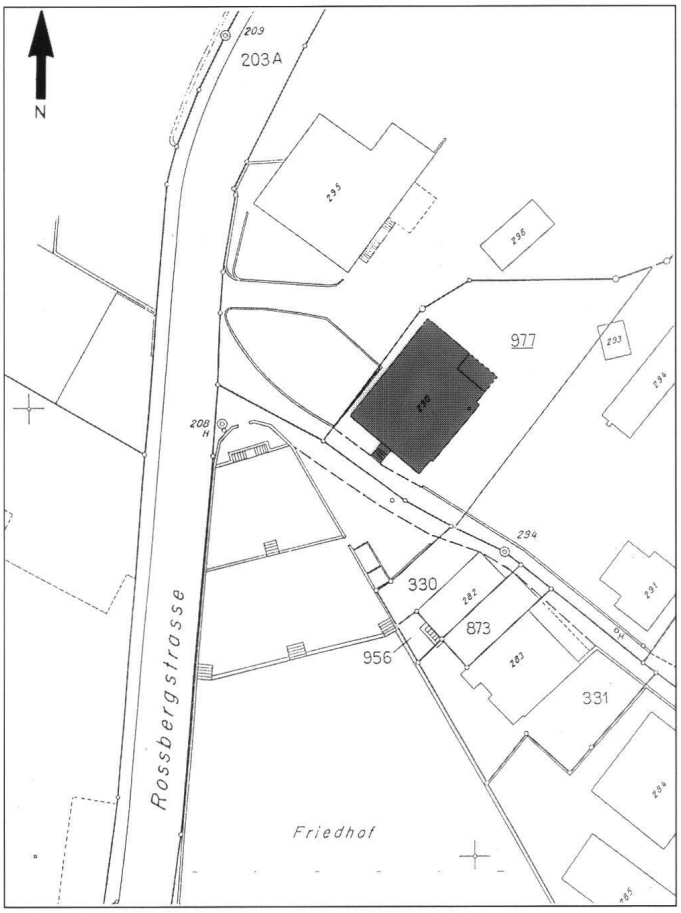

Abb. 3: Ausschnitt aus dem Katasterplan der Gemeinde Steinen mit dem ehemaligen Haus «Acher»(1998 abgerissen).

[11] Wir stützen uns hier auf eine Zusammenstellung von Grundbucheintragungen, die anlässlich der Bestandesaufnahme von Bauernhäusern des Kantons Schwyz angefertigt wurde (Dokumentation bei der Schweizerischen Bauernhausforschung, Archiv, Hofstrasse 15, Zug).

Abb. 4: Ehemaliges Haus «Acher» hinter dem 1921 erweiterten Kirchhof Steinen (Aufnahme 1985).

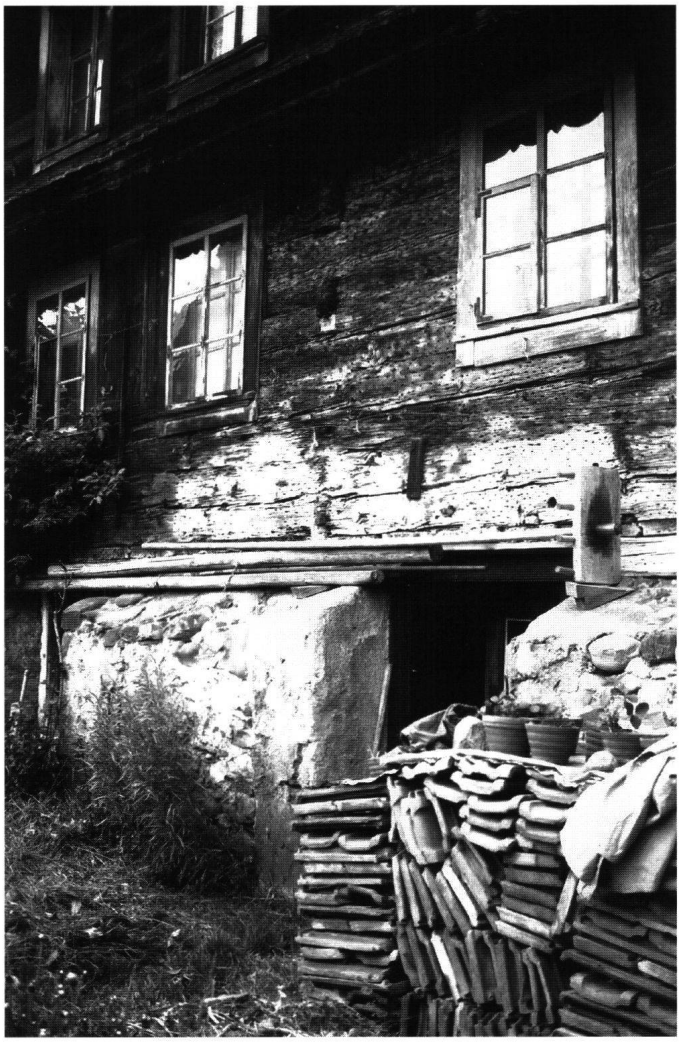

Abb. 5: Ostfassade. Detail mit der stark vortretenden Sockelmauer (Aufnahme 1985).

– bestand ein Keller. Mit diesem gemauerten Erdgeschoss, das sich auf den Bereich des Vorderhauses beschränkte, wurde geschickt die bestehende Hanglage ausgenützt, um mit relativ geringen Terrassierungsarbeiten eine ebene Fläche für das Wohnhaus zu schaffen.

Die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandenen Holzaufbauten waren in Blockbauweise gefügt, jüngere Bauteile teils ebenfalls in Blockbautechnik, mehrheitlich jedoch als bretterverschalter Ständerbau. Wenn man von der barocken Raumauskleidung der Stube absieht, so dürften sämtliche sekundären Bauteile erst im 19. und 20. Jahrhundert entstanden sein. Originale Bauelemente haben sich praktisch nur im östlichen Bereich des Hauses erhalten. Die gegen den Hang stehende Westseite mit der modern aufgemauerten Westwand ist in den letzten hundert Jahren mehrfach und teils radikal umgebaut worden.

Erdgeschoss (Keller)

Im talseitigen Ostteil des Hauses bestand ein im Lichten gut 9 m breiter und rund 3 m tiefer Raum, der mit einer jüngeren Holzgitterwand unterteilt vorgefunden wurde. Von diesem leicht eingetieften Kellerraum führten zwei Ausgänge ins Freie. Ein weiterer Eingang befand sich an

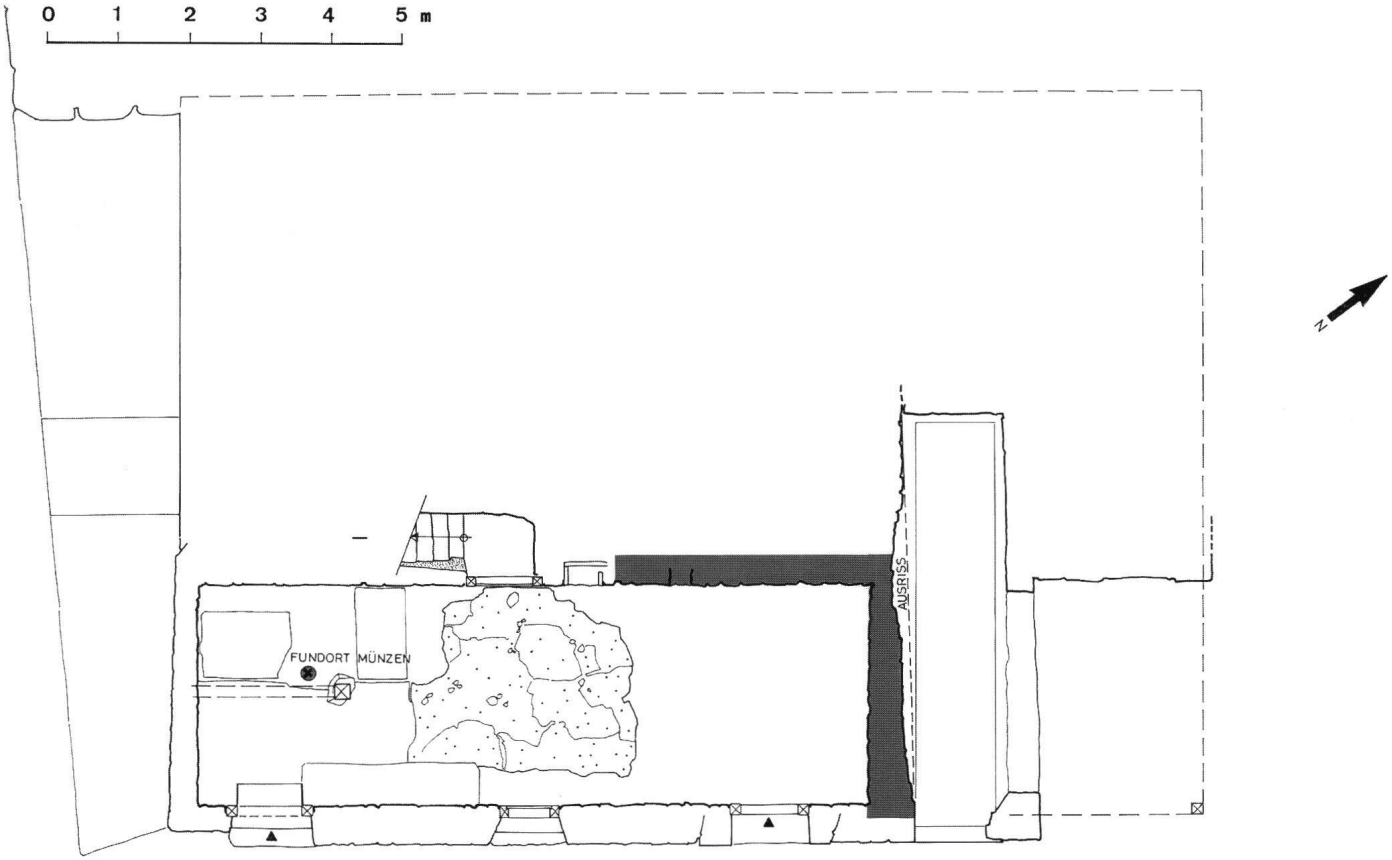

Abb. 6: Grundriss Erdgeschoss (Keller). Mutmassliche Bauteile aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind gerastert.

der gegenüberliegenden Westwand, von wo eine Innentreppe ins 1. Obergeschoss führte.

Die teilweise verputzten Wände des Kellerraumes wiesen verschiedenartige Mauerstrukturen auf, was auf eine unterschiedliche Entstehungszeit der entsprechenden Abschnitte hindeutet. Darüber hinaus waren einzelne Baunähte an der Westwand und in der Nordostecke zu erkennen, wobei allerdings auf eine nähere Bestimmung der Bauabfolge verzichtet werden musste. Immerhin waren als mutmasslich zum originalen Bau gehörige Mauern die Nordwand sowie der im Verband stehende Nordteil der Westwand auszumachen (Abb. 7). In diesem Bereich war das Mauerwerk aus grösseren Lesesteinen und kleineren, flachen Flusskieseln als Ausgleichslagen zu einem sorgfältig und ansatzmässig lagig aufgeführten Verband gefügt. Die übrigen Teile – die gesamte Ost- und Südwand sowie die südlichen Teile der Westwand – zeigten ein unregelmässig gefügtes Mauerwerk aus mehrheitlich kleinteiligem Steinmaterial. Sämtliche erhaltenen Türen, das Fenster in der Ostwand sowie die mit Holzbrettern ausgekleidete Wandnische auf der Westseite waren bei nachträglichen Umbauten entstanden. Ebenso waren die Türe in der Westwand sowie der dazugehörige Treppenaufgang im Hausinnern wohl erst im 19. oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts angelegt worden. Die gesamthaft sekundär erneuerte Ostmauer ragte rund 0,40 m über die Aussenflucht der Holzaufbauten hinaus (vgl. Abb. 5). Offensichtlich war diese Sockelmauer auf der Aussenseite nachträglich vorgemauert worden, da sie an der Fassade Einschlüsse von Ziegelfragmenten aufwies, die auf der Innenseite fehlten.

Der Fussboden im Erdgeschoss bestand teils aus gestampfter Erde oder aus einem wenig sorgfältig eingebrachten Mörtelestrich, teils wurden Steinplatten vorgefunden. Da auch bei diesem Befund nähere Abklärungen aus zeitlichen Gründen nicht möglich waren, ist nicht bekannt, wie der ursprüngliche Fussboden beschaffen war.

Abb. 7: Erdgeschoss (Keller), mutmasslich originales Mauerwerk in der Nordwestecke (Aufnahme 1997).

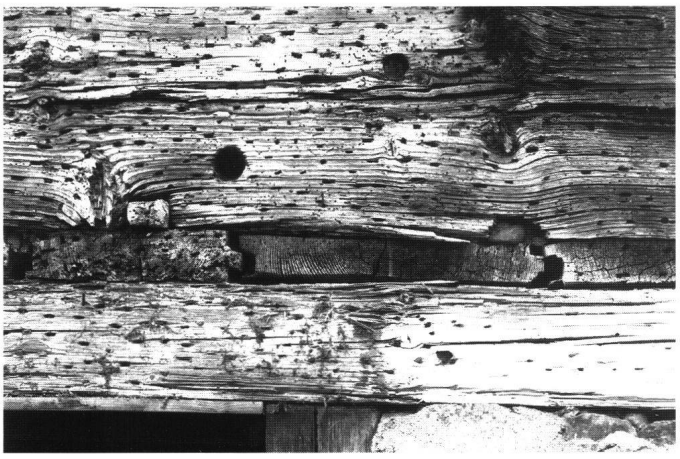

Abb. 8: Ostfassade. Detail mit den durch die Fassade vorstossenden Decken-/Bodenbohlen sowie kleineren und grösseren Zapflöchern (Aufnahme 1997).

Bis zum Bereich der ehemaligen Südlaube haben sich die originalen Deckenbohlen erhalten, die mehrheitlich mit Nut und Kamm aneinandergefügt waren (Abb. 8). Die Bohlen lagen auf der Ost- sowie auf der Westseite auf durchgehenden Mauerschwellen, die zum ursprünglichen Baubestand gehören dürften. Ein nachträglich abgesägter Auflagebalken war an der Westwand auf der ehemaligen Innenflucht der erwähnten Südlaube festzustellen.[12]

1. Obergeschoss

Wichtige Beobachtungen zur Raumstruktur des Hauses liessen sich an der Ostfassade gewinnen, wobei hier nur im Bereich des 1. Obergeschosses originale Bausubstanz erkennbar war (Abb. 9). Die Mauerschwelle als Trägerin der bis an die Fassade vorstossenden Decken-Fussbodenbohlen gehörte zum ursprünglichen Baubestand. Mit einer Länge von mehr als 11 m erstreckte sie sich über die gesamte Fassadenbreite, wenn man vom nachträglich errichteten Nordannex absieht. Ein regelmässig vorstossendes Gewätt im Nordteil der Fassade liess auf einen Eckverband des Kernbaus schliessen, so dass die nördliche Fortsetzung der Mauerschwelle als Teil einer Laube erschien. Am nördlichen Ende der Schwelle war eine Kammsasse zu erkennen als Auflage der ehemaligen Laubennordfassade, welche sich jedoch nicht erhalten hatte. Ein Gegenstück zu den beiden Elementen – nämlich Eckverband des Kernbaus und angrenzende Laubenkonstruktion – war auch auf der Südseite auszumachen. Es fehlte an dieser Stelle ein Gewätt; dieses war bei der neuzeitlichen Erweiterung der Südkammer bis in den Bereich der ehemaligen Laube entfernt und die dadurch offenliegenden Kammsassen mit einer Holzlatte abgedeckt worden. Dennoch war trotz Verwitterungen an der Mauerschwelle die Kammsasse der einstigen Eckkonstruktion zu erkennen.

Die Ostfassade hatte sich in der gesamten Länge des Kernbaus und in der vollen Höhe des 1. Obergeschosses mit den sichtbaren Boden- und Deckenbohlen der angrenzenden Kammern erhalten. Die ursprüngliche Raumunterteilung im 1. Obergeschoss in eine grössere Süd- und eine kleinere Nordkammer war anhand von Einzelvorstössen an der Fassade deutlich zu erkennen (Abb. 5). Die Fenster in diesem Fassadenabschnitt waren mehrfach verändert, vor allem vergrössert worden, wobei die älteren Fensteröffnungen jeweils verloren gingen. Einen ganz wichtigen, weil ausserordentlich seltenen Hinweis auf die Grösse ursprünglicher Fensteröffnungen dieses Wohnbautyps bot ein älteres Fenstergewände im mittleren Abschnitt der Ostfassade (Abb. 10). Erhalten hatte sich ein Fensterpfosten, der zusammen mit einem eingeschobenen Kantholz der Höhe einer Balkenlage entsprach. Es konnte nicht sicher nachgewiesen werden, ob dieser im oberen Teil abgewitterte

[12] Ein Balkenrost als zusätzlicher Träger der Deckenbohlen in der Art, wie er im Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach oder im Haus «Bethlehem» in Schwyz beobachtet wurde, fehlte hier und kann vom Befund her auch ausgeschlossen werden; vgl. Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 187, Tf. 1.

Abb. 9: Ansicht der Ostfassade; originale Bauteile sind gerastert.

Fensterpfosten zur originalen Bausubstanz gehörte. Da entsprechende Wandöffnungen – Fenster ebenso wie Türen – bei vergleichbaren Bauten sich ausnahmslos nach den Balkenlagen richteten (d.h. nie in die Balken eingeschnitten wurden[13]), kann davon ausgegangen werden, dass diese eine Balkenlage hohe Fensteröffnung der ursprünglichen Fensterhöhe entsprach, die nur gerade 36 cm betrug.

In den Balken der Ostfassade waren Zapflöcher unterschiedlicher Grösse festzustellen (Abb. 8). In der nördlichen Hälfte sowie im südlichen Bereich der original erhaltenen Teile der Fassade war eine dichte Ansammlung schmaler, rechteckiger Löcher auszumachen. Wie vereinzelte Zeugen zeigten, waren darin einstmals keilförmige Holzzapfen eingelassen, welche die Haftung eines nachträglich angebrachten Kalkverputzes auf der Holzunterlage sicherzustellen hatten. Tatsächlich war im Bereich dieser kleinen Zapflöcher eine hellere Färbung der Fassade festzustellen, die davon herrührte, dass das Holz in diesem Bereich weniger stark nachgedunkelt war als an jenen Stellen, wo es ständig freige-

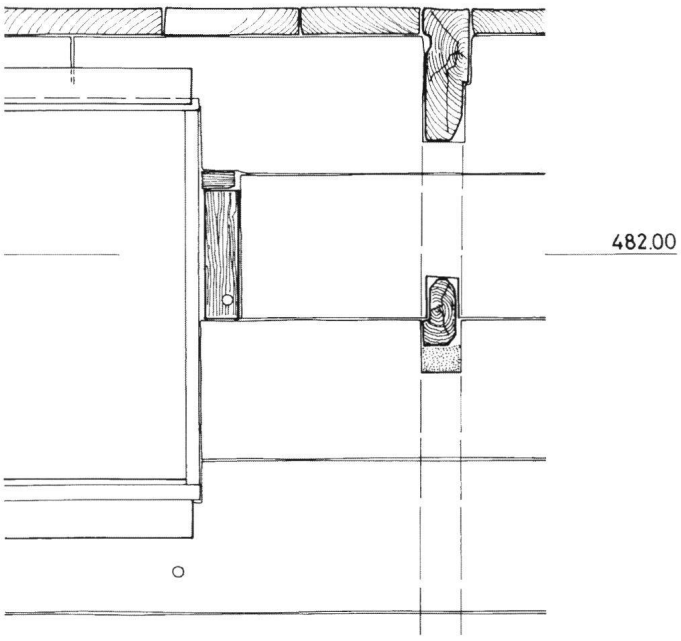

Abb. 10: Detail der Ostfassade. Überreste einer zum ursprünglichen Baubestand gehörigen Fensteröffnung.

[13] Dies war lediglich bei kleinen Fensterluken festzustellen; vgl. Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 233, 435, 438.

Abb. 11: Wohnhaus in Arth. Auf der rechten Seite ist ein Vorbau mit Bienenkörben zu erkennen (Federzeichnung Carl Reichlin, 1846).

Abb. 12: Ehemaliges Haus «Acher». Nord-Süd-Schnitt mit Ansicht an die Trennwand, die in grossen Teilen zum ursprünglichen Baubestand gehört, Ansicht gegen Osten.

legen hatte. Unklar blieb jedoch, weshalb nicht die ganze Fassade, sondern nur begrenzte Teile davon verputzt worden waren. Mutmasslich älter als dieser Verputz, der im 18. oder 19. Jahrhundert angebracht und wohl erst in jüngerer Zeit entfernt worden sein dürfte, war eine Reihe weiterer Löcher im Bereich der ursprünglichen Fassadenteile. Solche Bohrlöcher von 1,5–2,5 cm Durchmesser, teils mit, teils ohne Holzzapfen versehen, fanden sich über die ganze Länge der Mauerschwelle verteilt mit Ausnahme des Bereichs der Nordlaube. Eine sichere Zweckbestimmung dieser Bohr- bzw. Zapfenlöcher war nicht möglich. Möglicherweise waren sie im Zusammenhang mit (verschwundenen) Anbauten wie etwa Gestellen für Bienenkörbe entstanden, wie solche auf einer 1846 angefertigten Zeichnung eines Wohnhauses in Arth dargestellt sind (Abb. 11).[14]

Von der Trennwand, welche das Vorderhaus vom Hinterhaus trennte, hatten sich grosse Teile der ursprünglichen Bausubstanz erhalten (Abb. 12). Bei der Errichtung dieser Wand hatte man schmalere Balken – was wohl heisst: jüngere Stämme – verwendet als an der Ostfassade. Das erste Obergeschoss mit einer ursprünglichen Raumhöhe von 1,85 m umfasste fünf Balkenlagen an der Ostfassade, hingegen sieben an der genannten Binnenwand. Vom Eingang in die südliche Kammer (Stube) hatte sich ein Türpfosten, von jenem in die nördliche Kammer (Nebenstube) beide Türpfosten erhalten. Der Eingang in die Nebenstube wies bei einer Schwellenhöhe von 0,29 m eine lichte Breite von 0,63 m und eine Höhe von 1,27 m auf. In diesen Abmessungen widerspiegelt sich eine weitere Eigenart dieser spätmittelalterlichen Holzbauten: Die Türöffnungen waren in der Regel schmal und niedrig (1,27 m !) und wiesen vielfach auffallend hohe Schwellen auf.

Der Wandbereich zwischen den beiden Eingängen in die Stube und in die Nebenstube war mit modernen Backsteinen ausgemauert. Diese sind wohl im Zusammenhang mit dem Bau des Kamins zu sehen und dürften die Rückwand eines ehemaligen Kachelofens ersetzt haben.

[14] Ähnliche Bohrlöcher in der südseitigen Mauerschwelle am ehemaligen Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach sind im Bereich der Ostlaube beobachtet worden; Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), Abb. 7.

[15] Der Einbau einer Felderdecke in der Stube, deren Leistenprofile auf eine Datierung in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinweisen, legt die gleichzeitige Anbringung eines Wandtäfers nahe, zumal auch das Türblatt des Stubeneingangs aus dieser Zeit stammte. Das bei der Bauuntersuchung angetroffene Wandtäfer war allerdings erheblich jünger.

Über dem Kellerabgang bzw. unterhalb der ins 2. Obergeschoss führenden Treppe bestand eine hochrechteckige Wandöffnung, die auf der Seite der Stube mit einem Brett bzw. einem Türblatt verschlossen war (Abb. 13). Es handelte sich dabei um die Öffnung eines Kastens, dessen Raumkörper einst auf der Küchenseite angebracht war. Die Seitenwände des Wandschrankes waren nicht, wie dies bei vergleichbaren Bauten häufig der Fall war, in Nuten eingelassen. In diesem Fall waren sie mit Holzzapfen an der Wand befestigt worden, von denen sich zahlreiche abgebrochene Reste oder Zapfenlöcher erhalten hatten. Wie die Bohrlöcher in den oberen Ecken der Wandschranköffnung zeigten, handelte es sich um einen nachträglichen Einbau. Der Wandkasten wurde wahrscheinlich bei der Anbringung eines Wandtäfers in der Stube[15] aufgegeben. Spätestens bei

Abb. 13: Erstes Obergeschoss, Trennwand. Öffnung und Wandspuren eines einstmaligen Wandschrankes, Westseite (Aufnahme 1997).

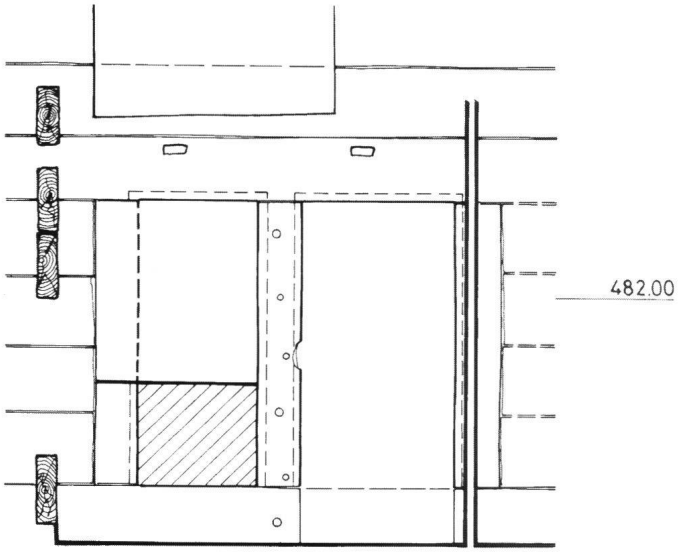

Abb. 14: Detail der Nordwand. Zwei zum ursprünglichen Baubestand gehörige Ausgänge ins untere Geschoss der Nordlaube, gegen Süden gesehen.

der Einrichtung des Treppenabganges in den Keller sind die Kastenwände aus Platzgründen demontiert worden.

Angrenzend an die erwähnte Binnenwand hatte sich ein kurzes Stück der Südwand des Kernbaus mit einem Türpfosten erhalten. Dieser gehörte zur Haustüre im Bereich der vorgelagerten Südlaube.

An der gegenüberliegenden Nordwand des Kernbaus haben sich zwei nebeneinander liegende originale Türöffnungen mit einem gemeinsamen Mittelpfosten nachweisen lassen (Abb. 14). Bei einer Schwellenhöhe von 0,17 m, gemessen auf der Hausinnenseite, sowie einer lichten Höhe der Türöffnungen von 1,44 m betrug die lichte Breite der westlichen Öffnung 0,78 m, jene der östlichen Türöffnung hingegen, die in jüngerer Zeit zu einem Fenster umgebaut worden war, nur gerade 0,60 m. Auf der Aussenseite, d.h. auf der Seite der Nordlaube, wies der Mittelpfosten übereinanderliegende Zapfenlöcher oder Überreste von Holzzapfen auf, die auf eine originale Trennwand hinwiesen. Es bestand somit eine analoge Si-

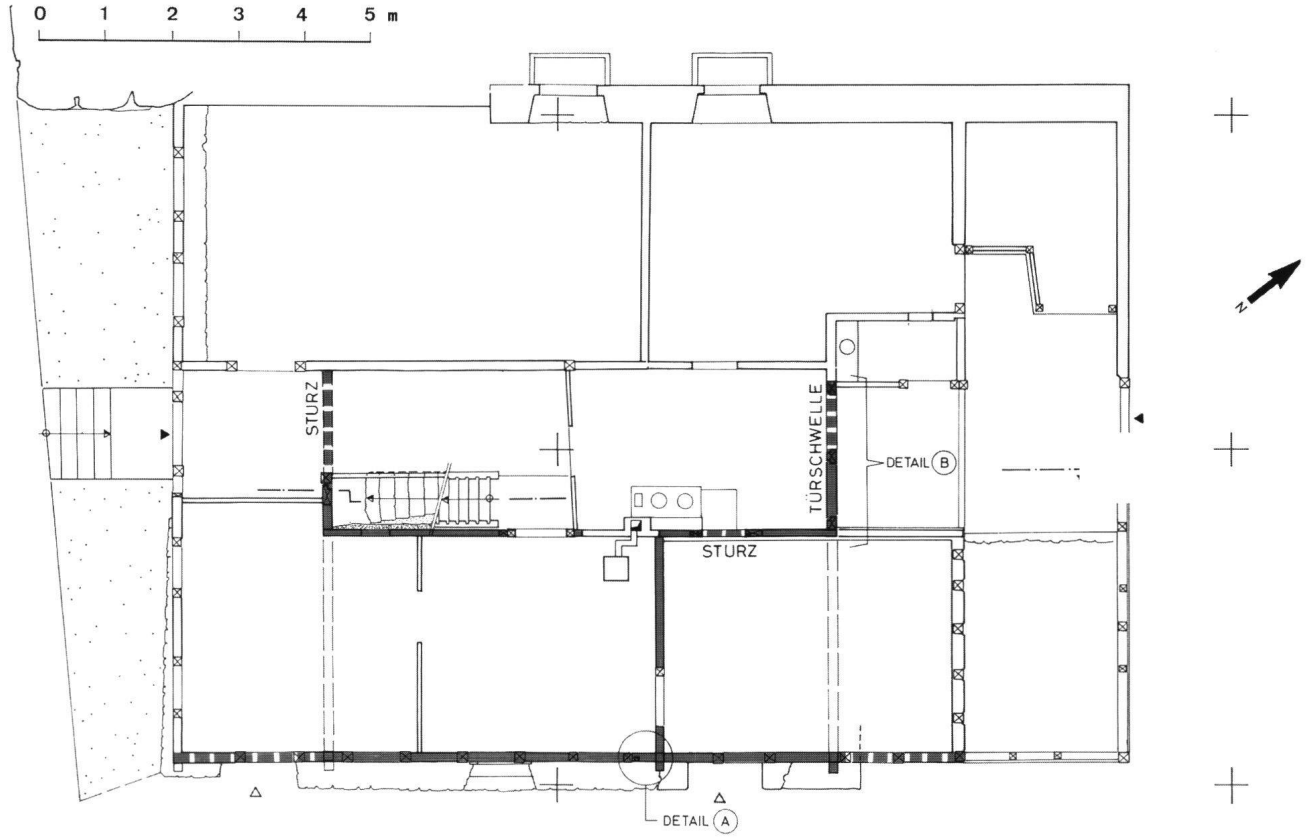

Abb. 15: Grundriss 1. Obergeschoss, Bauteile aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind gerastert.

tuation wie beim erwähnten Haus in Hinter-Ibach,[16] indem von einem gemeinsamen Innenraum (Mittelgang) zwei nebeneinander liegende Türen auf eine Laube hinausführten, welche ursprünglich in zwei Raumkompartimente unterteilt war. Wie in Ibach bestand auch im vorliegenden Fall eine Latrinengrube unterhalb der Laube, in deren Ostteil offenbar von Anfang an ein Abort eingerichtet war.

Als weiterer originaler Bauteil im 1. Obergeschoss ist schliesslich noch die Trennwand zwischen den beiden Kammern (Stube und Nebenstube) im östlichen Hausteil zu erwähnen (Abb. 15). Die angetroffene Verbindungstüre war sekundär angebracht worden. Die ursprüngliche Süd- bzw. die Nordwand dieser Kammern fehlten, da beide Räume nachträglich in den angrenzenden Laubenbereich hinein vergrössert worden waren.

Die Stube (Südkammer) wurde späterhin vermutlich mit einer gesamtheitlichen Raumauskleidung versehen, die einen gewissen Repräsentationsanspruch zum Ausdruck brachte. Davon erhalten hatten sich die Felderdecke, die aufgrund ihrer Leistenprofile in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zu datieren war, sowie die Kammertür mit gestemmten Füllungen und geschwungenen Beschlägen mit eingerollten Endungen. Das angetroffene Wandtäfer sowie der aufgelegte Bretterboden stammten hingegen aus jüngerer Zeit.

Der gesamte westliche Hausteil, das Hinterhaus, war umfassend erneuert worden; Überreste von ursprünglichen Bauelementen fehlten daher in diesem Bereich. Analog zu den bekannten Bauten dieses Haustyps ist davon auszugehen, dass sich die Küche wohl mit einem an die westliche Aussenwand anstossenden Herd in diesem Hausteil befand. Wie die an der Trennwand festgestellten Rauch- und Russspuren zeigten, muss es sich in der bekannten Art um eine sogenannte Rauchküche gehandelt haben, die bis unter das Dach offen war, wobei der Rauch – ohne Rauchfang und Kamin – durch die Ritzen zwischen Giebelwand und Dach ins Freie abzog.

2. Obergeschoss

Über den beiden Kammern in ihrer ursprünglichen Ausdehnung im 1. Obergeschoss lagen im 2. Obergeschoss zwei Kammern gleicher Grösse und mit identischer Raumaufteilung (Abb. 17). Ausser der östlichen Aussenwand, die durch eine jüngere Konstruktion ersetzt worden war, haben sich sämtliche zum ursprünglichen Baubestand gehörigen Wände sowie auch die Fussboden- und Reste der Deckenbohlen dieser beiden Kammern erhalten. Der Zugang zu diesen Räumen erfolgte in der für diesen Haustyp üblichen Weise über die grössere Südkammer – erhalten war der 1,35 m hohe nördliche Türpfosten (vgl. Abb. 16) – durch eine Tür in der Trennwand zur kleineren Kammer auf der Nordseite. Die Türöffnung im nördlichen Teil des Mittelganges in die kleinere Nordkammer (Abb. 18) war sekundär eingerichtet worden.

Eine weitere zum ursprünglichen Raumgefüge gehörige Kammer war im südwestlichen Hausteil (Hinterhaus)

Abb. 16: Zweites Obergeschoss, Trennwand. Erkennbar sind Decken-/Bodenbohlen sowie ein ursprünglicher Türpfosten (Aufnahme 1997).

[16] Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 189f., Abb. 8.

nachzuweisen (vgl. Abb. 17). Davon erhalten hatten sich die Nord- und die Ostwand, beide mit einer sekundär eingerichteten Türöffnung sowie ein Teil der Südwand als Trennwand zum Obergeschoss der Südlaube. Die Existenz eines ursprünglichen Laubenobergeschosses war aufgrund von zwei nebeneinander liegenden Ausgängen gegeben (Abb. 19). Die westliche Türöffnung, die mit wiederverwendeten Balkenteilen der ursprünglichen Blockkonstruktion verschlossen angetroffen worden war, führte vom Obergeschoss der Südlaube in die erwähnte Nordwestkammer. Bei einer Schwellenhöhe von 0,25 m war diese Türöffnung 0,72 m breit und 1,30 m hoch. Der westlich angrenzende Wandteil zeigte einen jüngeren Verputz, der auf einem Lattenrost angebracht war. Die östliche der beiden Türöffnungen führte vom Obergeschoss der Südlaube in einen Vorraum des Hauses, dessen nördliche Ausdehnung nicht bestimmt werden konnte. Erhalten hatte sich der östliche Türpfosten sowie der Sturzbalken. Dieser zeigte auf der Unterseite sowohl das massive Zapfenloch des westlichen Türpfostens als auch – analog dem östlichen Türpfosten – auf der Hausinnenseite einen Falz als Anschlag für das Türblatt. Zusammen mit der aufgrund der erhaltenen Balkenteilen eruierbaren Schwellenhöhe, die wie jene der danebenliegenden Türe 0,25 m betrug, waren aufgrund der genannten Beobachtungen auch die Ausmasse dieser Türöffnung zu bestimmen, die im Lichten 0,80 m breit und 1,48 m hoch war.

An der Nordwand des Kernbaus war ebenfalls eine zum ursprünglichen Bestand gehörige Türöffnung festzustellen (Abb. 18). Die beiden Türpfosten fehlten, doch hatten sich die dazugehörigen Zapfenlöcher im Sturzbalken erhalten, welche zusammen mit dem erhaltenen Falz – vgl. vertikaler Pfeil in Abb. 18 – eine lichte Breite der Türöffnung von 0,67 m rekonstruieren liessen. Auf beiden Seiten der einstmaligen Türöffnung war zu erkennen, dass die ursprünglichen Kämme der Blockwand, die zur Befestigung der Türpfosten bestimmt waren, nachträglich zurückgearbeitet worden waren – vgl. horizontaler Pfeil in Abb. 18. Es

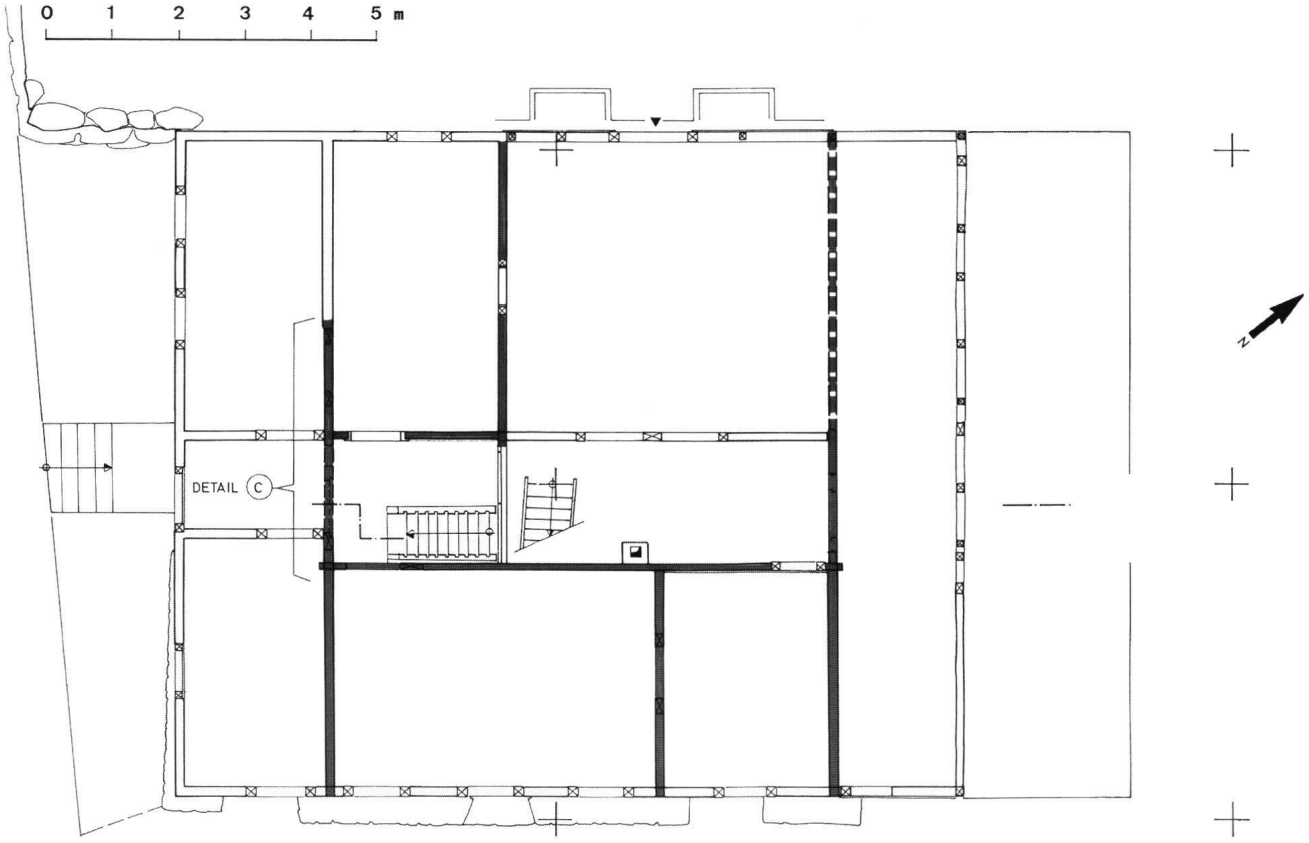

Abb. 17: Grundriss 2. Obergeschoss, Bauteile aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind gerastert.

Abb. 18: Zweites Obergeschoss. Rechts im Bild Trennwand mit einer sekundären Tür, links Spuren und Reste eines originalen Ausganges auf die Nordlaube (Aufnahme 1997).

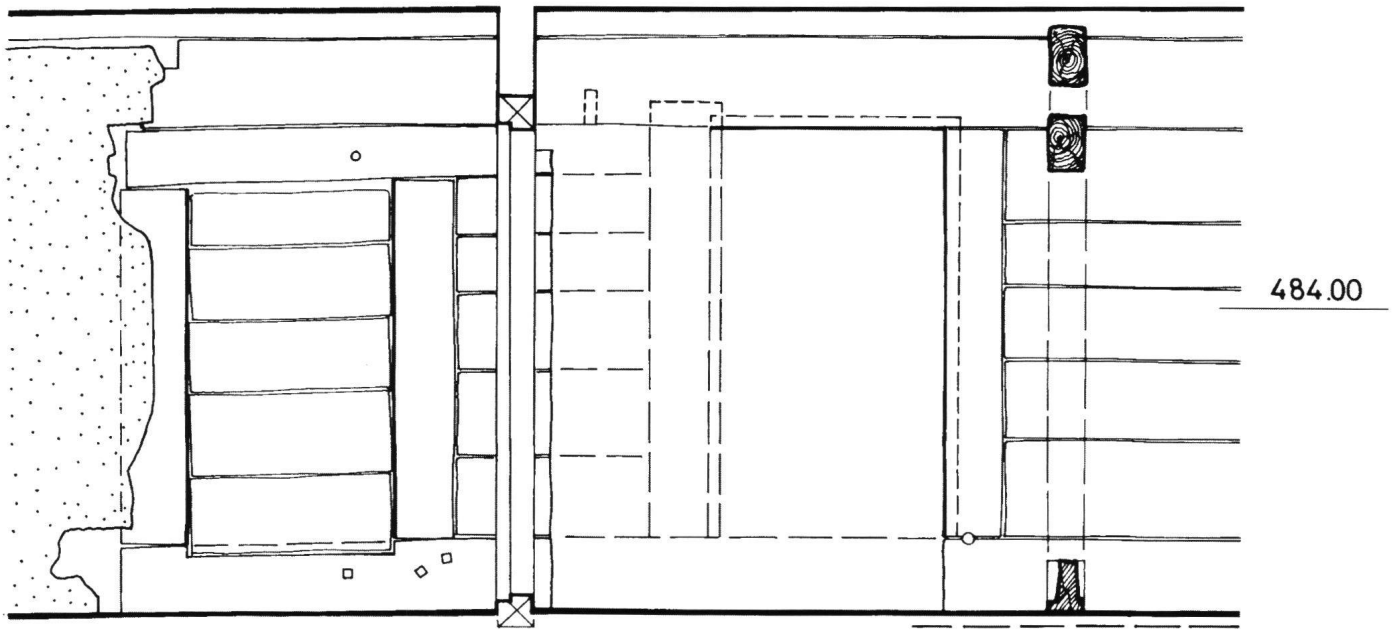

Abb. 19: Detail der Südwand. Zwei zum ursprünglichen Baubestand gehörige Ausgänge ins Obergeschoss der Südlaube, gegen Norden gesehen.

konnte nicht sicher eruiert werden, welche Raumteile mit dieser Türe erschlossen worden waren. Anzunehmen ist auch auf der nördlichen Aussenseite ein Laubenobergeschoss. Die Türe an dieser Stelle impliziert jedoch auch einen im angrenzenden Bereich des Kernbaus bestehenden Raumteil oder zumindest ein Podest. Eine weitere wichtige Beobachtung betraf die nördliche Wandpfette. Als einziger der zur ursprünglichen Konstruktion des Kernbaus gehörigen Balken erstreckte sich diese Wandpfette über die ganze Länge des angetroffenen Hauses. Da auch die Nordwand der Südwestkammer im 2. Obergeschoss bis zur angetroffenen Westwand reichte, kann davon ausgegangen werden, dass die ursprüngliche Haustiefe derjenigen des angetroffenen Hausbaus entsprochen hatte.

Dachgeschoss

Das Dachwerk über dem gesamten Haus mit Ausnahme des Nordannexes bestand aus einer Ständerkonstruktion mit je zwei Mittelpfetten und einer Firstpfette sowie den aufgelegten Rafen. Die Dachneigung von 30 Grad entsprach den bei diesen Bauten üblichen sogenannten Tätschdächern. Der angetroffene Dachstuhl war jedoch jüngeren Datums; er dürfte im späten 19. oder im 20. Jahrhundert entstanden sein. Die einheitliche Eindeckung bestand aus einfach verlegten Biberschwanzziegeln wohl des 18. Jahrhunderts, die an dieser Stelle wiederverwendet worden sein dürften. Auf eine junge Zeitstellung des Dachstuhls wiesen nicht nur dessen Konstruk-

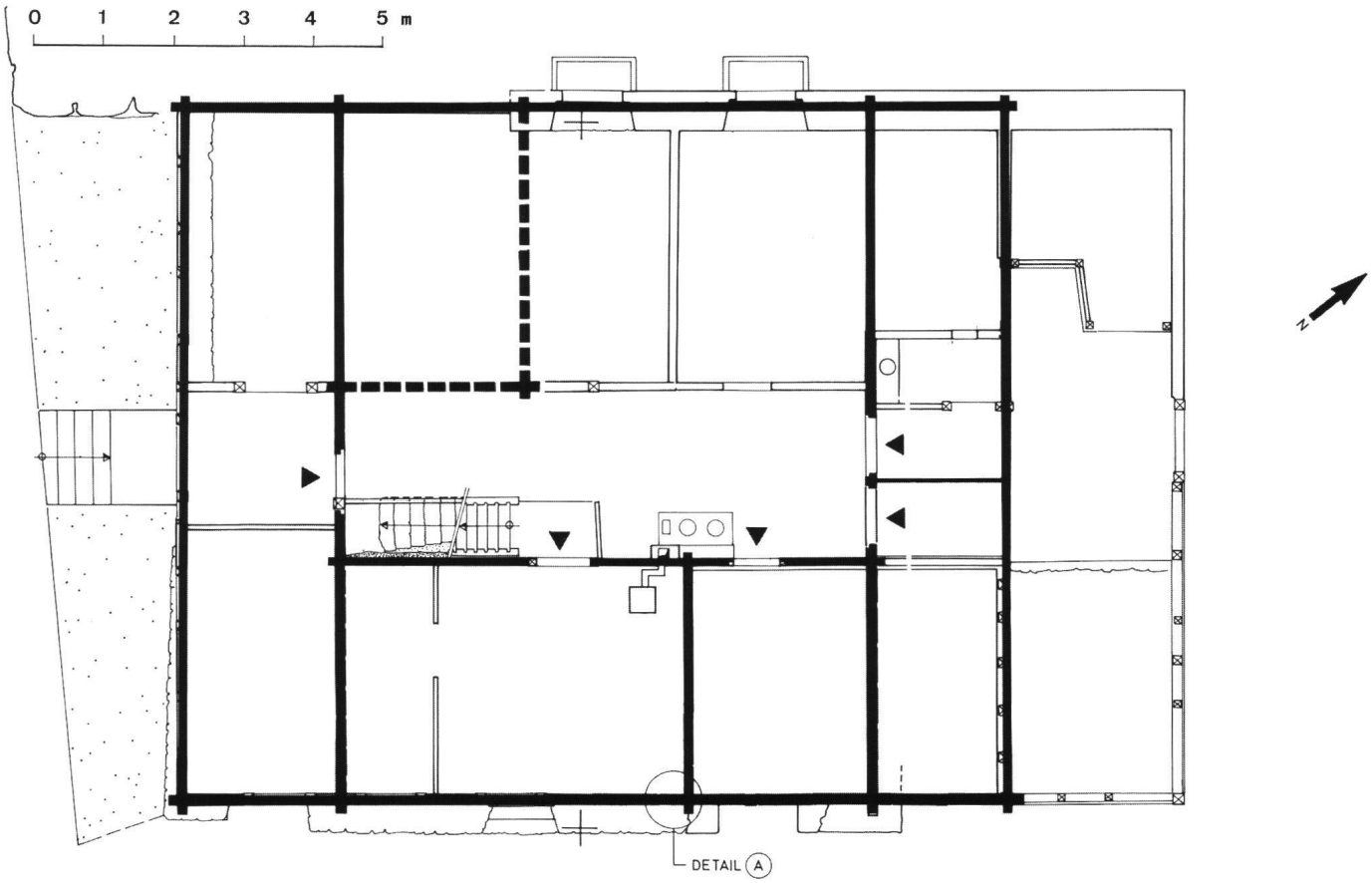

Abb. 20: Erstes Obergeschoss. Rekonstruierter Grundriss des Baus aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (die Pfeile bezeichnen nachgewiesene Eingänge). Die Südwest-Kammer konnte nur indirekt nachgewiesen werden, ihre räumliche Ausdehnung ist unsicher.

tionsart hin, die mit aufgelegten kurzen Ständern den Eindruck improvisierter Zusammenstückelung erweckte, sondern auch das gänzliche Fehlen von Rauchschwärzungen oder Russablagerungen am Holz der Dachkonstruktion sowie an der Unterseite der Ziegel. Solche Schwärzungen, wie sie im 2. Obergeschoss im gesamten erhaltenen Bereich des Hinterhauses beobachtet wurden und bei einer Rauchküche unvermeidlich waren, müssten jedoch bei einem älteren Dachstuhl zwingend vorhanden gewesen sein.

Rekonstruktion des ursprünglichen Baus

Obwohl gesamthaft gesehen der nachgewiesene Umfang der zum ursprünglichen Bestand gehörenden Bauteile eher gering war, liess sich der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandene Wohnbau in seinen Hauptzügen gut erfassen. Es handelte sich um einen zwei Kammern breiten und zweiraumtiefen, zweigeschossigen Kernbau in Blockbautechnik über einem gemauerten Halbgeschoss mit je einer wahrscheinlich zweigeschossigen Laube auf den Traufseiten (Abb. 20). Die Abmessungen betrugen im Grundriss rund 10 x 7,50 m für den Kernbau; die Südlaube auf der Eingangsseite wies eine lichte Breite von 2,0 m auf, die Nordlaube eine solche von 1,70 m. Es ist anzunehmen, dass Kernbau und Lauben ursprünglich von einem einheitlichen, mit Holzschindeln eingedeckten Pfetten-Rafen-Dach überdeckt waren, welches etwas tiefer gelegen haben dürfte als das angetroffene. Bei einer etwas geringeren Dachneigung ist für den ursprünglichen Bau eine um etwa einen halben Meter tiefer gelegene Firsthöhe anzunehmen.

Über das ursprüngliche, gemauerte Sockelgeschoss lässt sich aufgrund von Beobachtungen beim Abbruch des Hauses[17] jedenfalls soviel aussagen, dass nur das östliche Vorderhaus unterkellert war (Abb. 6). Da sich vom ursprünglichen Mauerverband wahrscheinlich nur die Nordwand und angrenzende Teile der Westwand erhalten hatten, liessen sich weder über ursprüngliche Eingänge noch über die Art der Befensterung des Kellers nähere Hinweise gewinnen. Der angetroffene Innenzugang stellte ebenfalls eine junge Einrichtung dar. Der Erdgeschossraum dürfte sich ursprünglich auf den Kernbau beschränkt haben. Die Ausweitung in den Bereich der ehemaligen Südlaube ist vermutlich mit dem Ausbau der Kammer im 1. Obergeschoss erfolgt, worauf die Erneuerung der Decken-Bodenbohlen im fraglichen Abschnitt hinwiesen. Im Gegensatz zum ehemaligen Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach und zum Haus «Bethlehem» in Schwyz, wo die Sockelmauern nachträglich gesamthaft erneuert und dabei aufgehöht wurden,[18] sind im Haus «Acher» in Steinen die Sockelmauern nur abschnittweise und zudem in mehreren zeitlich auseinanderliegenden Bauetappen grossenteils erneuert, nicht jedoch aufgehöht worden.

In den beiden Wohngeschossen des Vorderhauses lagen je zwei Kammern identischen Grundrisses übereinander, wobei die südliche Kammer mit 15,4 m^2 jeweils nahezu die doppelte Grundfläche des Nordraumes (7,9 m^2) aufwies. Die Erschliessung dieser Kammern erfolgte in der für diesen Haustyp üblichen Weise: im 1. Obergeschoss getrennt vom Mittelgang her, im 2. Obergeschoss von einem Vorraum über die grössere Kammer zur kleinen Kammer auf der Nordseite (Abb. 21).

Vom ursprünglichen Hinterhaus war weit weniger erhalten. Abgesehen vom Nachweis der räumlichen Ausdehnung liess sich einzig eine im Südwesten gelegene Kammer im 2. Obergeschoss erfassen. Damit ist auch von einer darunterliegenden Kammer im Südwestbereich des 1. Obergeschosses auszugehen, deren Ausdehnungen allerdings nicht genau bestimmt werden können, da analoge Kammern dieses Bautyps im oberen Geschoss des Hinterhauses häufig über die Innenwände der darunterliegenden Kammer vorkragen.[19] Eine oder gar zwei übereinanderliegende Kammern im Nordwestbereich des Kernbaus sind nicht anzunehmen. Die wie erwähnt im Mittelabschnitt vermutlich an die Westwand angrenzende offene Rauchküche wäre räumlich allzu sehr eingeschränkt gewesen.

Beim Haus «Acher» in Steinen lässt sich beim fraglichen Innerschweizer Wohnbautypus aufgrund der beiden im Obergeschoss der Südlaube nebeneinander liegenden Türen erstmals die Existenz eines ursprünglichen Laubenobergeschosses nachweisen. Möglicherweise bestand bei der Nordlaube ebenfalls ein Obergeschoss. Darauf deutete jedenfalls ein Zugang auf der Achse des Mittelganges hin. Über die Anlage eines Fussbodenniveaus auf der Hausinnenseite dieses im 2. Obergeschoss gelegenen Ausganges waren keine Befunde beizubringen. Eine durchgehende

[17] Wir stützen uns hier auf Angaben von Patrick Moser, Ibach.

[18] Hinter-Ibach: Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 202f; Haus «Bethlehem»: Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 437.

[19] Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 219.

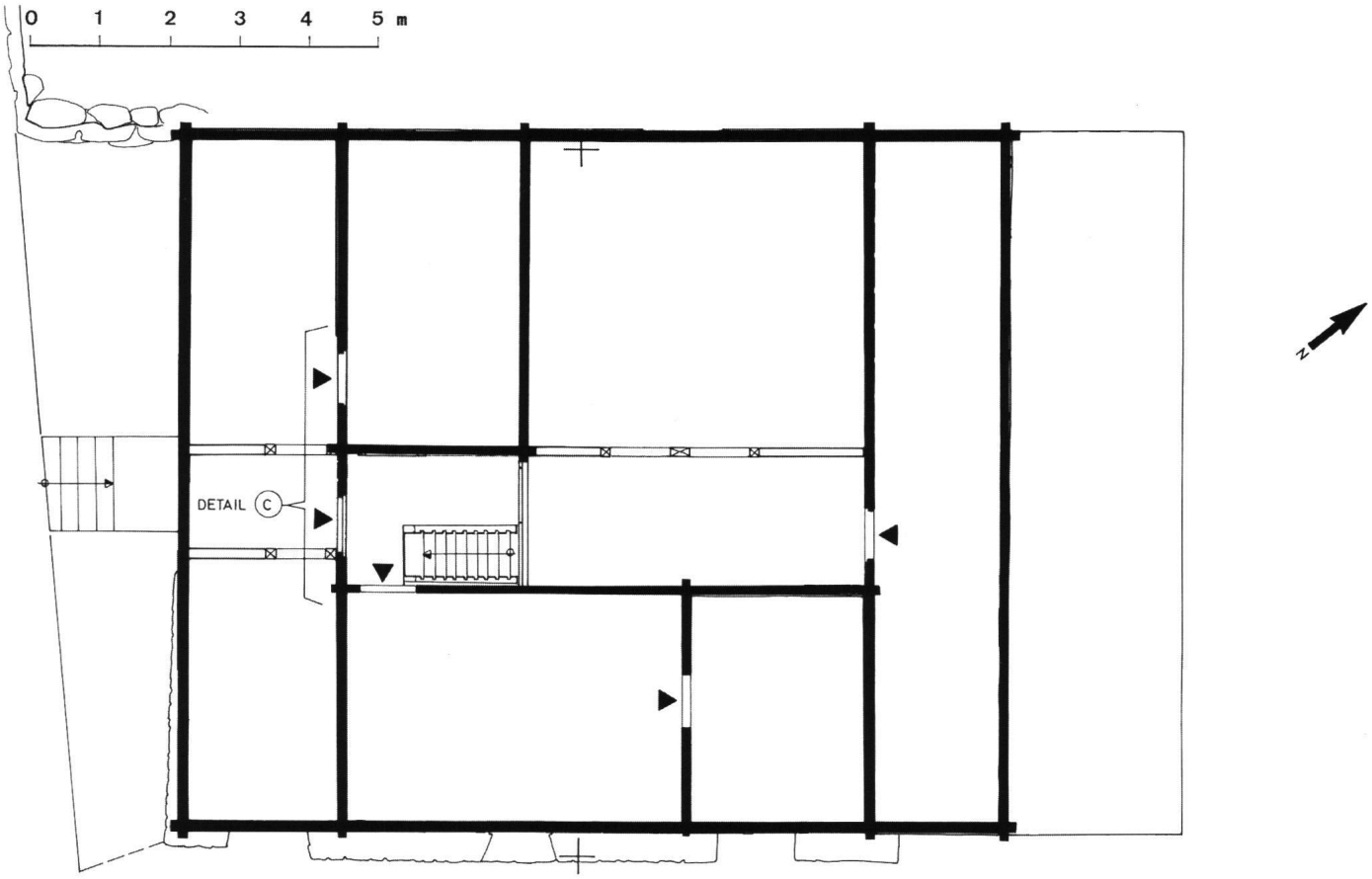

Abb. 21: Zweites Obergeschoss. Rekonstruierter Grundriss des Baus aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (die Pfeile bezeichnen nachgewiesene Eingänge).

Verbindung im 2. Obergeschoss wie im darunterliegenden Mittelgang ist wenig wahrscheinlich, zumal nicht mit einer Kammer im Nordwestbereich zu rechnen ist, welche einen solchen Gang konstruktiv hätte mittragen können. Am wahrscheinlichsten erscheint eine Lösung, wonach vom nordwestlichen Eckbereich ein Treppenlauf zu einem Podest vor dem Ausgang ins Obergeschoss der Nordlaube führte.

Was die Zugänge zum unteren Geschoss der Lauben betrifft, so bestätigten die Befunde bisherige Kenntnisse von Bauten der fraglichen spätmittelalterlichen Wohnhausgruppe. Dies gilt zum einen für den Haupteingang des Hauses, der sich auf der südlichen Traufseite befand und über die Südlaube erschlossen wurde. Dies trifft namentlich auch für die nebeneinander angeordneten, ungleich breiten Türöffnungen auf die Nordlaube zu, welche durch eine Querwand in zwei Raumkompartimente unterteilt war. Die schmalere Türöffnung führte ins östliche Kompartiment, wo ein Abort eingerichtet gewesen sein dürfte. Es konnte nicht abgeklärt werden, ob die Latrinengrube unter der Nordlaube aus der Entstehungszeit des Hauses stammte oder nachträglich ein- oder umgebaut worden war. Jedenfalls entsprach die Konstellation mit zwei parallelen Ausgängen in eine räumlich unterteilte Laube sowie mit einer darunterliegenden Latrinengrube der Situation, wie sie bei der Westlaube des Hauses in Ibach angetroffen worden war.[20]

Schliesslich waren auch bezüglich der Befensterung neue oder von bisherigen Befunden abweichende Beobach-

[20] Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 220.

tungen möglich. Im Gegensatz zu den Beobachtungen bei zeitgleichen Wohnbauten der Innerschweiz fehlten beim Haus «Acher» Schiebefenster oder Luken an den den Lauben zugewandten Wänden des Kernbaus, wobei einschränkend angemerkt werden muss, dass sich originale Teile im fraglichen Bereich nur im 2. Obergeschoss erhalten hatten. Ein neuer und für die Baugruppe sehr wichtiger Hinweis war der Befund, dass ein zur Hauptkammer im unteren Wohngeschoss gehöriges Fenster an der Hauptfassade nur gerade eine Balkenlage hoch – hier 0,36 m – war. Immerhin ist davon auszugehen, dass es sich dabei – möglicherweise mit angrenzenden Öffnungen gleicher Grösse zu einer mehrteiligen Fenstergruppe ausgeweitet – um die grösste Fensteröffnung des ursprünglichen Baus gehandelt hatte.

Raumfunktionen

Es ist nicht einfach, die Funktion der einzelnen Räume zu bestimmen, zumal aus der Bauzeit des Hauses stammende Ausstattungselemente weitgehend fehlen. Man wird sich zudem hüten müssen, Funktionszuschreibungen jüngerer Zeiten, worum sich die volkskundliche Forschung sehr verdient gemacht hat, unbesehen auf die Verhältnisse des späten Mittelalters zu übertragen. Dennoch wird man annehmen können, dass es gewisse Grundkonstanten in der Aufteilung des Hauses in Wohn-, Versorgungs- und Entsorgungsbereiche sowie der Vorratshaltung von Energierohstoffen und Lebensmitteln gegeben hat. Diese sind am ehesten aufgrund der klimatischen Exposition (z.B. Besonnung) einzelner Hausteile sowie minimaler Repräsentationsformen im Sinne der Wahrnehmung sozialer Aussenkontakte zu bestimmen. So dürften etwa die im späterhin Vorderhaus genannten Bereich des Hauses liegenden Kammern seit dem Bau des Hauses hauptsächlich Wohnzwecken gedient haben, wobei auch gewisse handwerkliche Tätigkeiten nicht auszuschliessen sind. Aus praktischen Gründen sind Aufenthalts-, Arbeits- und Essbereich eher im unteren Wohngeschoss, der Schlafbereich dagegen im oberen Stock anzunehmen. Ob der grössere Raum im unteren Wohngeschoss von Anfang an beheizt werden konnte und dementsprechend als Stube zu bezeichnen wäre, konnte nicht ermittelt werden. Die Befunde im ehemaligen Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach, welche einen erst nachträglich erfolgten Einbau eines Ofens nahelegen,[21] mahnen hier zur Zurückhaltung. Wie bei praktisch allen Bauten dieses Wohnhaustyps war auch beim Haus «Acher» in Steinen festzustellen, dass der Wandkasten in der – jedenfalls später so zu benennenden – Stube nicht zum ursprünglichen Baubestand gehört hatte, sondern erst sekundär eingerichtet wurde.[22]

Die ursprüngliche Küche, welche im Nordwestbereich des Hauses gelegen haben muss, konnte nicht gefasst werden, hingegen war eine Abortanlage im östlichen Teil der Nordlaube zu erschliessen. Wie stand es mit den weiteren Räumen im (später) sogenannten Hinterhaus? Zu einem guten Teil im originalen Baubestand erhalten hat sich im 2. Obergeschoss eine Kammer in der Südwestecke des Kernbaus. Obwohl direkt nicht nachzuweisen, kann davon ausgegangen werden, dass darunter ebenfalls eine Kammer lag, die möglicherweise eine etwas kleinere Grundfläche aufgewiesen hatte. Wegen ihrer Nähe zur Küche sowie aufgrund ihrer Abschirmung von direkter Sonneneinstrahlung – abgesehen von kleinen Luken sind überdies bisher keine originalen Fensteröffnungen bei vergleichbaren Kammern beobachtet worden – wird man diese untere Kammer am ehesten als Vorratsraum (Speisekammer) zu deuten haben.

Unsicher ist, ob die Kammer im Obergeschoss ursprünglich ebenfalls der Vorratshaltung diente oder eine Schlafkammer bzw. im weiteren Sinn ein Wohnraum war. Im jüngeren Ausbau dieser Häuser ist der vielfach im Obergeschoss des Hinterhauses zum originalen Baubestand gehörige Raum gewöhnlich als Wohnraum genutzt worden,[23] wie dies auch beim Haus «Acher» in Steinen der Fall war. In der Regel war diese Kammer vom Innern des Hauses her erschlossen,[24] im Haus «Acher» dagegen geschah die Erschliessung über die Südlaube. Der Zugang zu dieser Kammer war demnach zwar regengeschützt, der Laubengang bot hingegen kaum Schutz vor der Winterkälte. Wenn wir davon ausgehen, dass diese Kammer seit dem Bau des Hauses als Wohnraum, wohl im engeren Sinne als Schlafkammer, genutzt wurde, so wird man die bauliche Benachteiligung ihrer Erschliessung über die Lau-

[21] Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 224f.

[22] Vgl. Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), 225.

[23] Im entsprechenden Raum 2.8 des ehemaligen Hauses am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach ist eine Wohnraumfunktion spätestens seit der Zeit um 1920 nachzuweisen, als eine erste Auskleidung der Kammer mit Tapeten erfolgte. Bereits zuvor waren die stark nachgedunkelten Wände gekalkt worden; vgl. dazu den Untersuchungsbericht von Georges Descœudres und Franz Wadsack (wie Anm. 9), 99f.

[24] Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4), Abb. 15.

be kaum anders denn mit einer minderen Sozialstellung wenn nicht gar mit einer gewissen sozialen Ausgrenzung der Bewohner dieser Kammer deuten können. Man möchte annehmen, dass es sich dabei um eine für das Gesinde bestimmte Kammer gehandelt hatte, und man ist versucht, die in vergleichbaren Bauten im Obergeschoss des Hinterhauses gelegenen Räume generell als Kammern der Knechte und Mägde zu deuten. Zudem waren diese Hinterhaus-Kammern im Vergleich zu den Wohnräumen im sogenannten Vorderhaus sowohl hinsichtlich ihrer Exposition gegenüber der Witterung als auch gegenüber dem Rauch des Herdfeuers deutlich benachteiligt.

Es bleiben schliesslich das Erdgeschoss (Keller) sowie die offenbar beidseitig zweigeschossigen Lauben. Ihre Funktion dürfte am ehesten mit Vorratshaltung sowie mit Stapelraum zu umschreiben sein. Zumal für die Lagerung des Holzes – notabene des Energieträgers für Herd und Ofen – wird man einen regengeschützten Stapelraum von nicht geringem Umfang benötigt haben. Was den Kellerraum angeht, so dürfte eine Funktion beispielsweise als Stall kaum in Erwägung zu ziehen sein. Dafür fehlten jegliche Hinweise am Fussboden, auch entsprechende Verschmutzungen nicht nur an den jüngeren, sondern auch an den mutmasslich zum ursprünglichen Baubestand gehörigen Wänden waren nicht auszumachen. Man wird hier am ehesten eine Vorratshaltung von Lebensmitteln in Betracht zu ziehen haben.

Die Personifikationen der Sinne an einem Kachelofen

Beim Abbruch des gemauerten Steinsockels wurden im Schutt zahlreiche Fragmente von Ofenkacheln in konzentrierter Fundlage angetroffen und geborgen.[25] Die anschliessend zusammengesetzten Bruchstücke ergeben einen Bestand an 31 quadratischen grünglasierten Blattkacheln von 18 x 18 cm.[26] Weitere Individuen befinden sich unter den ca. 70 verbleibenden Fragmenten, die innerhalb eines sinnvoll bemessenen Zeitaufwandes nicht zusammengefügt werden konnten. Zu unterscheiden sind vier verschiedene Reliefdekore mit Darstellungen von Frauengestalten in einem Medaillonrahmen (Abb. 22 und 23). Im weitern konnten sechs Leistenkacheln, zwei Eckkacheln, zwei Frieskacheln mit Groteskenrelief, drei profilierte Gesimskacheln und einige Ofenfliesen aus den Fragmenten zusammengefügt werden. Auffällig ist ein polychromes Kachelfragment mit detailliertem floralem Relief, ein Einzelstück, das aufgrund seiner Glasurfarben Weiss, Gelb und Blau verrät, dass es die hochgeschätzten Winterthurer Fayencekacheln imitiert.

Die quadratischen Reliefkacheln bilden stilistisch eine Gruppe und wurden von der gleichen Hand gestaltet. Es ist deshalb davon auszugehen, dass es sich dabei um die Reste eines nicht mehr funktionstüchtigen und abgebrochenen oder geborstenen Kachelofens handelt, der im Boden entsorgt wurde.

Sämtliche Kacheln bestehen aus rotgebranntem Ton. Alle haben einen auf der Töpferscheibe gedrehten Kachelrumpf, mit dem jede Ofenkachel einzeln im Versetzlehm des Ofenkörpers verankert wurde. Der Rumpf wurde jeweils an der Kacheloberseite seitlich mit einem Nagel perforiert. Dies ist konstruktiv bedingt und diente dem Ofenbauer zum Einschieben von Drahtklammern, welche die Kacheln in der Reihe hielten. Die Rumpfinnenseiten und gelegentlich auch die Aussenseiten weisen Russspuren von der Befeuerung des Ofens auf. Das die Schauseite bildende Kachelblatt mit dem Reliefdekor wurde in einem Model (Form mit negativem Relief) aus unglasierter Irdenware hergestellt. Nach dem Antrocknen liess sich die Platte mühelos aus der Form lösen und wurde an den Rumpf angefügt. Um die Nahtstelle von Rumpf und Kachelblatt zu festigen, verstrich der Hafner auf der Innenseite einen Tonwulst. Bedeutsam für die einstige Ofenkonstruktion ist die Feststellung, dass ebene und leicht gewölbte Kachelblätter vorhanden sind.

Nachdem das Rohprodukt fertiggestellt war, überzog der Hafner die Schauseite mit einem weissen Tonschlicker (Engobe), um die Leuchtkraft der anschliessend aufgetragenen grünen Glasur zu verstärken. Diese Glasur ist bei fast allen Ofenkacheln korrodiert, besser erhaltene Partien weisen einen metallischen Glanz auf oder sind matt geworden. Eine braune bis violette Verfärbung der dunkelgrünen Glasur, die blasig aufgequollene und die teils abgeplatzte Oberfläche sowie der stellenweise anhaftende Ofenversetzlehm sind Schäden, die darauf hindeuten, dass die Ofenkacheln grosser Hitze ausgesetzt waren, wie sie sich bei einem Brand entwickeln kann. Da im Zuge der Bauuntersuchung kein Hausbrand im Bereich des traditionellen Ofenstandorts

[25] Die Bergung ist der Aufmerksamkeit von Patrick Moser, Ibach, zu verdanken.

[26] Diese Bruchstücke konnten nicht restlos zusammengesetzt werden.

festgestellt werden konnte, dürfte der Kachelofen infolge Überhitzung oder brüchiger Fugen geborsten sein.

Unabhängig von diesen Beschädigungen handelt es sich bei den Ofenkacheln aus dem Haus «Acher» nicht um erstklassige Hafnerqualität. Diese Aussage betrifft vor allem die handwerkliche Ausführung und bezieht sich weniger auf den Reliefstil. Das Relief der figürlich dekorierten Kacheln ist sehr flach, und die Konturen und Binnenzeichnungen der Darstellungen sind derart unscharf, dass insbesondere kleinteilige Formen und Detailgestaltungen unerkennbar sind. Die Ursache für diese Qualitätsminderung liegt nicht im Unvermögen des Modelschneiders, Kachelmotive ins Bild umzusetzen. Vielmehr erklärt sich dieser Befund durch die Verwendung von Negativformen, die ein unscharfes Relief mit unpräzisen Konturen besassen. Zum besseren Verständnis dieser Aussage ist es notwendig, sich den Ablauf der Ofenkachelherstellung vor Augen zu halten. Ein Kacheldekor entstand, indem zunächst eine Tonplatte mit einem positiven Relief als Einzelstück hergestellt wurde. Dieses sogenannte Modell diente zur Abformung von mehreren Modeln aus Ton mit negativem Relief. Erst dadurch war die Voraussetzung für eine rationelle Herstellung ganzer Serien von Ofenkacheln mit dem gleichen

Abb. 22: Blattkachel mit der Personifikation des Schmeckens aus der Serie der fünf Sinne. Die Sinnesallegorie wird durch eine Frau mit Früchtekorb, einen Vogel und einen Affen dargestellt.

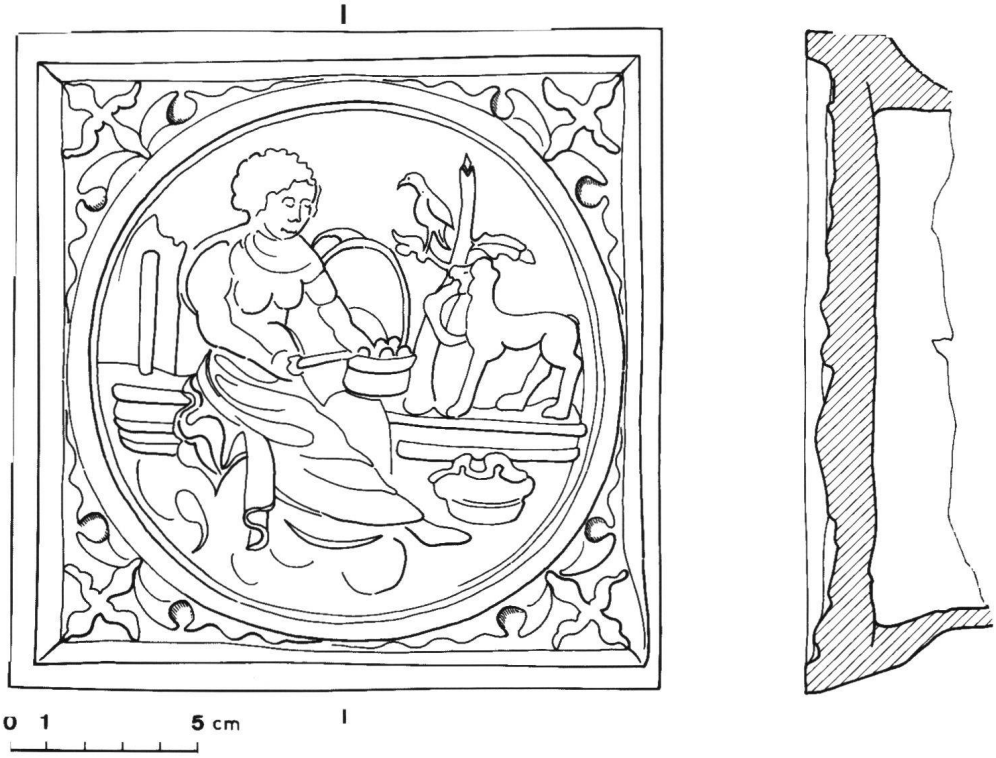

Abb. 23: Blattkachel mit der Personifikation des Schmeckens aus der Serie der fünf Sinne. Rekonstruktionszeichnung.

Dekor gegeben. Die Model wurden innerhalb einer Hafnerwerkstatt verwendet, durch Handel, Tausch oder durch die Wanderung der Handwerker oft über weite Strecken verbreitet, so dass verschiedenenorts bis ins Detail übereinstimmende Dekorationsmotive auftreten können. Daneben konnten auch einzelne Kacheln die Funktion neuer Negativformen übernehmen. Eine seit dem Spätmittelalter geläufige Hafnerpraxis bestand nämlich darin, feuchten Ton auf Fertigprodukte zu drücken, um neue Negativformen zur Kachelherstellung zu erhalten. Durch die wiederholte Anwendung dieses Verfahrens erklärt es sich schlüssig, dass das Relief mit jeder Abformung flacher und gleichzeitig auch unschärfer wurde. Von da war es nur noch ein kleiner Schritt, auch einzelne Formen zu vereinfachen, Details zu verändern und die Bildmotive schliesslich mit recht unterschiedlichen Rahmen zu versehen. Im 16. Jahrhundert gingen die Hafner oft dazu über, Rahmen und Füllung der Kacheln aus zwei verschiedenen Formen herzustellen, so dass sich vielfältige Kombinationsmöglichkeiten ergaben.[27]

Bildmotive der Blattkacheln

Die quadratischen Blattkacheln aus dem Haus «Acher» werden von einem schmalen Leistenrand mit leichter Innenkehlung gerahmt. Ein den inneren Rand schneidendes Medaillon mit gestuftem rundstabigem Profil fasst jeweils eine figürliche Darstellung als zentrales Bildmotiv ein. In den dadurch entstandenen vier Zwickeln ist ein stets gleiches pflanzlich-ornamentales Motiv eingefügt. Die vier Bildmotive im Medaillon sind verschieden gestaltet. Sie zeigen jeweils eine sitzende Frauengestalt in Frontal- bis Dreiviertelansicht. Die Frauen tragen lange, reich drapierte, ärmellose und am Hals weit ausgeschnittene antikisierende Gewänder aus dünnem, die Körperformen betonendem Stoff. In ihr hochgestecktes Haar sind Bänder eingeflochten. Allen vier Kachelmotiven gemeinsam ist der gemauerte Steinsockel, auf dem die Frauen sich niedergelassen haben. Er schafft eine horizontale Bildebene und durch die Andeutung eines Gesimses mit leicht perspektivischer Wiedergabe der Sitzfläche zugleich Raumtiefe. Das übrige Beiwerk ist individueller Art und bezieht sich auf das jeweilige Kachelmotiv. Einmal ein am Bildrand aufragendes architektonisches Versatzstück, vielleicht ein kannelierter Pilaster, während die Frauengestalt einen Früchtekorb hält und sich einem Vogel zuwendet, der auf einem Ast sitzt (Abb. 22). Darunter ein Tier, möglicherweise ein Hund oder ein Affe. Einer anderen Frauenfigur ist auf der einen Seite ein Sonnengesicht und ein Adler und gegenüber eine Henkelvase beigegeben. Die dritte Frau spielt auf der Laute, weitere Musikinstrumente, darunter eine Trommel, liegen am Boden und auf dem Steinsockel. An ihrer Seite ruht ein Hirsch mit mächtigem Geweih. Das vierte Bildmotiv zeigt eine Frau mit einem Vogel auf ihrer ausgestreckten linken Hand, während das hängende Element in ihrer Rechten nicht deutlich zu erkennen ist.

Ikonographisch werden die Frauengestalten als Personifikationen der fünf Sinne – Hören, Sehen, Riechen, Schmecken und Tasten – gedeutet.[28] Als Attribute werden ihnen Tiere zugeordnet, die zu besonders ausgeprägten Sinneswahrnehmungen fähig sind. Demzufolge ist der Bildinhalt der Kachelserie aus Steinen folgendermassen zu entschlüsseln. Die Frau mit dem Sonnengesicht und dem Adler personifiziert das *Sehen,* während die Laute spielende Frau mit dem Hirsch an ihrer Seite das *Hören* versinnbildlicht. Das *Tasten* wird von der sitzenden Frau mit dem Vogel auf der linken Hand symbolisiert, und die Sinnesallegorie für das *Schmecken* ist durch eine Frau mit Früchtekorb und Vogel ausgedrückt. Das Sinnbild für das *Riechen* fehlt in dieser Serie.

Die Allegorien der Sinne zählen zu den in der Renaissance bevorzugt dargestellten Kacheldekoren.[29] Die Vorliebe für diese profanen Bildthemen, darunter auch die Personifikationen der vier Elemente und der Weltteile, der sieben Freien Künste, der Lebensalter, der neun Musen, der christlichen und heidnischen Helden, der Tugenden und Laster erklärt sich durch das Interesse jener Zeit an humanistischer Bildung, die sich in der Kenntnis der antiken Mythologie und Geschichte, des Alten und Neuen Testaments äusserte. Als Inspirationsquelle für die bildliche

[27] «Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreissigjährigem Krieg», Katalog der Ausstellung im Heidelberger Schloss, Karlsruhe 1986, Bd. 2, 876–877, Kat. S 37/38 (Rahmenkachel aus der Villinger Werkstatt des Hans Kraut, vor 1583).

[28] Karl Frei: «Geschichte der aargauischen Keramik des 15.–19. Jahrhunderts», in: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N.F. 33, 1931, 112–113, Abb. 29a–d. – Benno Furrer: «Die Bauernhäuser des Kantons Uri», Basel 1985, 223–245.

[29] In Ravensburg wurden Model für eine andere Kachelserie mit Sinnesallegorien aus der Werkstatt des Andreas Mauselin geborgen. Dorothee Ade-Rademacher und Susanne Mück: «Mach Krueg, Haeffen, Kachel und Scherbe». Funde aus einer Ravensburger Hafnerwerkstatt vom 16. bis 19. Jahrhundert, Stuttgart 1989, 19.

Gestaltung des Themas der fünf Sinne dürfte wie für andere Kachelserien die fast überall zugängliche zeitgenössische Druckgraphik gedient haben. Sie fand in Form von günstig zu erwerbenden Vorlageblättern vor allem im Kunsthandwerk weite Verbreitung und lieferte den Modelschneidern die willkommene Grundlage für die Umsetzung der Dekorationselemente ins keramische Relief.

Mit diesen Bildmotiven dekorierte Kacheln sind verschiedenenorts belegt.[30] Aus Benzenschwil bei Muri/AG stammt eine Kachelserie mit den personifizierten Sinnen,[31] deren Gestaltung der allegorischen Frauenfiguren im Medaillon mit den Reliefs aus Steinen vergleichbar ist. Allerdings haben die Benzenschwiler Stücke zwei Zentimenter mehr Seitenlänge, und das Medaillon hat einen kleineren Durchmesser. Zudem erfüllt das Rankenwerk die Funktion eines eigentlichen Rahmens und ist nicht nur Füllmotiv für die Zwickel wie im vorliegenden Ensemble.[32] Angesichts der Gemeinsamkeiten ist für beide Kachelserien zwar die gleiche druckgraphische Vorlage anzunehmen, doch schliessen die Unterschiede die Verwendung des gleichen Models für die Herstellung der Ofenkacheln aus. Überzeugender scheint die Gegenüberstellung einiger Reliefs an einem aus verschiedenen Kachelbeständen neuaufgesetzten Ofen in einer Hofstatt in Seelisberg, weil sich Kachelmotiv und Reliefstil als übereinstimmend erweisen.[33] Hingegen entfallen die Vergleichsmomente bei der Rahmengestaltung: die allegorischen Frauengestalten sind in Steinen einem Rundmedaillon eingefügt, in Seelisberg sind sie von einer pfeilergestützten Rundbogenarchitektur gerahmt. Da die Kacheln aus Seelisberg das obere Bogensegment des Medaillonrahmens für die Arkade beibehalten, ist daraus vielleicht abzuleiten, dass Kachelrahmen und -füllung dieser Serie in zwei verschiedenen Modeln ausgeformt wurden. Für diese Vermutung sprechen die fehlende Henkelvase und die Trommel am Seitenrand auf den Darstellungen der Personifikationen des Sehens und des Hörens – Elemente, welche auf den Kacheln in Steinen erhalten sind. Auffällig ist zumindest die gestalterische Übereinstimmung sowohl der figürlichen Darstellungen als auch des Zwickelmotivs.

Eine Kachel mit der Personifikation des Sehens aus Schwyz,[34] eine mit der Darstellung der Geschmacksallegorie im Heimatmuseum Sarnen[35] und eine dritte im Historischen Museum Altdorf stehen den Stücken aus dem Haus «Acher» nicht nur angesichts der Reliefgestaltung, sondern auch bezüglich Rahmenprofil und Zwickelmotiv am nächsten. Im Medaillon zeigt das Altdorfer Exemplar eine Frauenfigur mit Hündchen und Blumen, welche als Personifikation des Riechens zu deuten ist.[36] Da aus dem Haus «Acher» nur die vier Sinnesallegorien Sehen, Hören, Tasten und Schmecken vertreten sind, gibt das Altdorfer Kachelrelief somit zugleich eine Vorstellung, wie die Gestaltung des in Steinen fehlenden fünften Sinnes ausgesehen haben könnte.

Kachelöfen mit allegorischen Darstellungen der Sinne sind in Bauernhäusern der Kantone Schwyz, Uri und Zug nicht an ihrem ursprünglichen Standort erhalten. Es kommt jedoch vor, dass einzelne solcher Stücke, bei denen stets ein flaues Relief charakteristisch ist, in einen anderen Bestand oder in jüngere Öfen eingebaut wurden.[37] Der Umstand, dass im Haus «Acher» an einem Kachelofen nur eine unvollständige Bildfolge versetzt worden war, ist vielleicht ebenfalls ein Hinweis dafür, dass die Kacheln nicht ursprünglich für diesen Standort bestimmt waren. Es könnte sich also durchaus um den Restbestand noch brauchbarer Kacheln eines andernorts abgebauten und hier wiederaufgesetzten Kachelofens handeln. In diese Richtung deuten vielleicht auch jene Kacheln mit dem gewölbten Kachelblatt, welche in der Regel an einem zylindrischen turmartigen Oberbau des Kachelofens eingelassen wurden. Nach Benno Furrer waren die Öfen in dieser Region entweder kastenförmig, als Kasten mit Turmaufsatz oder als Ofensitz gebaut. Während Öfen in Kastenform

30 Erwähnt werden hier nur die über naheliegende Publikationen zugänglichen Beispiele. Angesichts des unpublizierten Bestandes an frühneuzeitlicher Ofenkeramik in der Zentralschweiz bleibt die Verbreitung dieser Bildfolge unbekannt.

31 Frei, «Keramik» (wie Anm. 28), 112–113, Abb. 29a–d.

32 Mit den Kacheln aus Benzenschwil übereinstimmend ist eine Kachel mit der Darstellung des Tastsinns aus Büron. Hinter dem Ofen ist mir wohl. Kacheln und Öfen aus dem Aargau. 14. bis 19. Jahrhundert, Begleitheft zur Ausstellung im Historischen Museum Aargau auf Schloss Lenzburg, Lenzburg 1995, 20, unten links.

33 Furrer, «Bauernhäuser UR» (wie Anm. 28), 238–239, Abb. 549.

34 Der Bodenfund aus der Reichsgasse 2, gegenüber dem Haus «Bethlehem», stammt aus einer in der Zeit des Dorfbrandes entstandenen Brandschicht. Für den Hinweis auf dieses Fundstück ist Patrick Moser, Ibach, zu danken.

35 Edwin Huwyler: «Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden», Basel 1993, 261, Abb. 417.

36 Furrer, «Bauernhäuser UR» (wie Anm. 28), 239, Abb. 550.

37 Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 287.

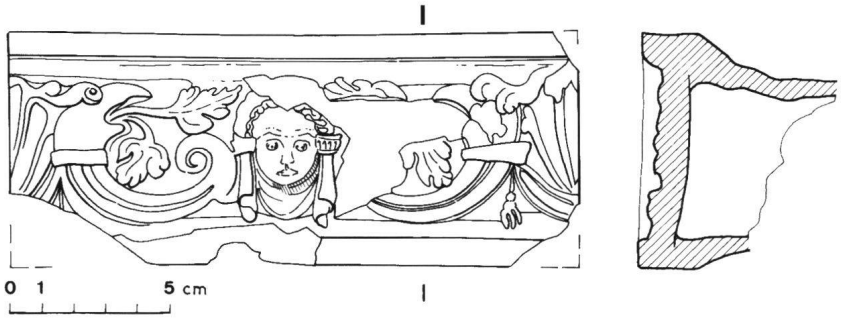

Abb. 24: Frieskachel mit Groteskenrelief.

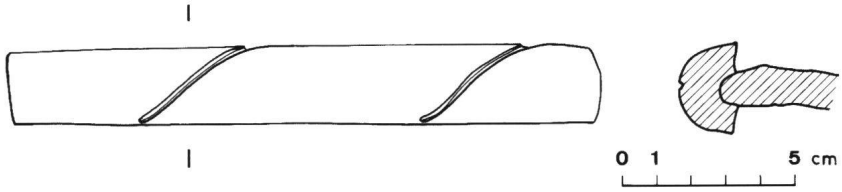

Abb. 25: Leistenkachel mit eingeritzter Bänderung.

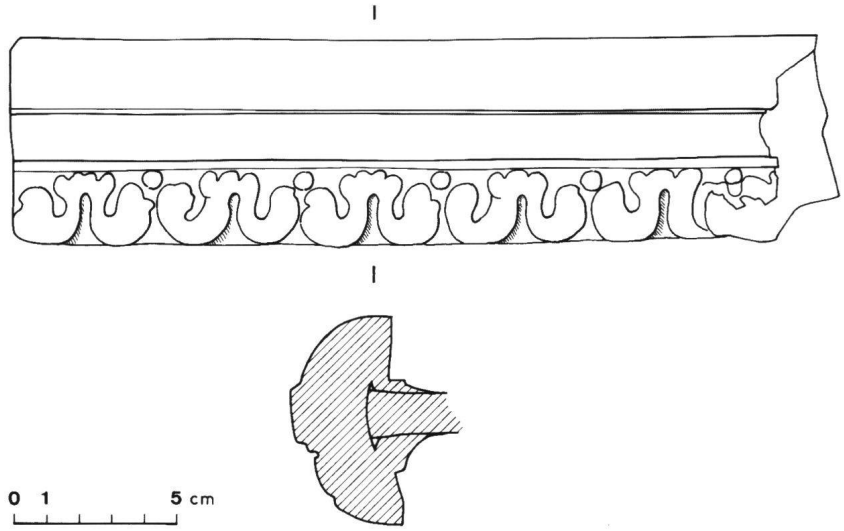

Abb. 26: Gesimskachel mit Akanthusblattdekor.

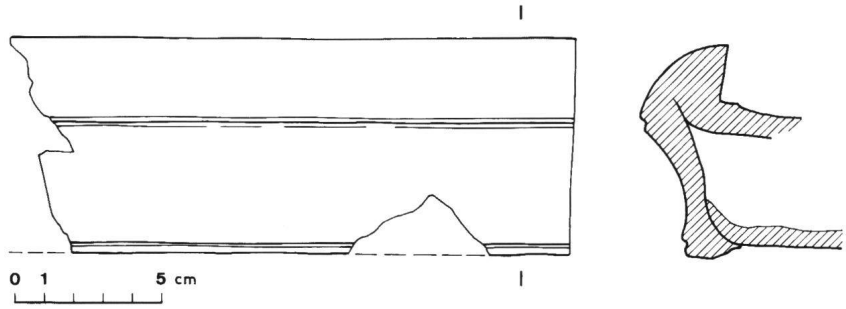

Abb. 27: Gesimskachel mit Viertelrundstab und Hohlkehle.

und Ofensitze in Bauernhäusern bevorzugt wurden, heizte die reiche Oberschicht ihre Wohnhäuser mit Turmöfen.[38] Die Angaben zu den verschiedenen Ofenkonstruktionen präzisieren nicht, ob die Turmöfen mit einem zylindrischen oder einem eckigen Aufsatz ausgestattet wurden. Dennoch lassen diese Erkenntnisse zumindest zwei Interpretationsmöglichkeiten zu. Handelte es sich bei dem Kachelofen im Haus «Acher» um einen Turmofen, der – aufgrund des Ofentyps von der Regel abweichend – in einem Bauernhaus aufgestellt worden war und folglich auf eine gehobene soziale Stellung der Bewohner schliessen liesse, oder handelte es sich um einen Turmofen, der zunächst in einem Herrenhaus stand und – wie in Seelisberg – erst später in Zweitverwendung des Restbestandes in das Haus «Acher» gelangte? Die Konstruktionsweise des Ofens an letzterem Standort muss mangels Befunden offen bleiben und kann anhand des vorliegenden Kachelensembles nicht stichhaltig dargelegt werden. Fest steht nur, dass Füllkacheln mit ebenem Kachelblatt für einen kubischen Ofenkörper wie den Feuerkasten und solche mit gewölbtem Kachelblatt für einen Aufsatz über kreisförmigem Grundriss erhalten sind. Doch mass man dieser technischen Besonderheit im Falle einer Wiederverwendung an einem einfacher konstruierten Stubenofen vielleicht keine allzu grosse Bedeutung bei, gelang es doch, den Kachelofen als Mittelpunkt des häuslichen Lebens mit einem humanistischen Bildprogramm in seiner Bedeutung zu steigern und gleichzeitig, wenn auch nur scheinbar, den eigenen Status anzuheben.

Neben diesen quadratischen Blattkacheln für die Ofenwände wurden im Haus «Acher» weitere Kacheltypen geborgen. So deuten die querrechteckigen Frieskacheln mit Groteskenrelief auf einen Fries, der die oberste Füllkachelreihe des Ofens abschloss (Abb. 24).[39] Zwischen einem schmalen Leistenrand befindet sich symmetrisches Rankenwerk, in dessen Mitte ein weiblicher Maskaron – ein Frauenkopf mit Haube – eingefügt ist. Reliefstil und Glasur unterscheiden sich zwar nicht grundlegend von den quadratischen Füllkacheln, doch ist ebenfalls nicht auszuschliessen, dass sie von einem anderen Bestand stammen. Zum Fundensemble gehören im weitern braunglasierte Leistenkacheln mit einem schmalen Halbrundstab (Abb. 25). Die in gewissen Abständen wiederholte schräge Einritzung markiert eine Bänderung.[40] Zu erwähnen sind ferner zwei verschieden profilierte grünglasierte Gesimskacheln, die zum Sockel- oder eher Kranzgesims gehörten. Einer der beiden Kacheltypen aus einem ziegelrotgebrannten Ton weist ein modelgeformtes Profil auf, das sich oben aus einem kräftigen Viertelrundstab mit vorgeblendeter Leiste und unten aus einem Karnies mit Akanthusblattdekor in flauen Formen zusammensetzt (Abb. 26).[41] Auf der Rückseite wurde ein Steg als Kachelbefestigung anmodelliert. Der zweite Kacheltyp aus einem helleren Ton schliesst oben mit einem Viertelrundstab ab, während der untere Teil als Hohlkehle zwischen zwei Plättchen gestaltet ist (Abb. 27).[42] Das unterschiedliche Profil und die ungleiche Kachelhöhe sowie die abweichende Tonart der beiden Gesimskacheltypen lassen nicht nur den Verdacht aufkommen, dass es sich um wiederverwendetes Kachelmaterial handelt. Sie lassen es sogar fraglich erscheinen, ob beide Gesimskacheltypen am gleichen Ofen nebeneinander versetzt waren.

Für die Versetzung an der Ofenecke bestimmt waren grünglasierte Eckkacheln, von denen zwei Exemplare auszumachen sind. Sie haben an einer Seite ein ebenes Kachelblatt, die gegenüberliegende Seite ist zur Hälfte mit einem tiefer liegenden Blattrelief verziert. Hinzu kommen noch einige Fliesenkacheln mit grüner Glasur für die Ofenabdeckung.

Hinweise auf eventuell vorhandene Ofenfüsse oder auf eine Steinplatte als Basis dieser Ofenkonstruktion fehlen ebenso wie bauanalytische Befunde auf den Standort im Gebäudeinneren. Traditionsgemäss stand er wahrscheinlich in der Ecke der Stube, wo sich zuletzt ein neuzeitlicher Ofen befand.

Datierung des Kachelensembles

Die quadratischen Reliefkacheln gehören stilistisch in die Zeit der Renaissance und setzen die zeitgenössische Druckgraphik als gestalterische Vorlage für die Personifikationen der fünf Sinne voraus. Trotz der fortschrittlichen frühneuzeitlichen Bildinhalte stehen die gewölbten Kachelblätter und ihr Format für eine noch auf spätmittelalterlichen

[38] Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 286.

[39] Länge 18 cm, Höhe 7 cm.

[40] Länge 17 cm, Dicke 2,5 cm. Einige der Leistenkacheln sind an einer Seite auf Gehrung geschnitten.

[41] Erhaltene Länge 26 cm, Höhe 6,5 cm.

[42] Erhaltene Länge 18,5 cm, Höhe 7,5 cm. Der Ansatz des Kachelrumpfs lässt auf eine querrechteckige Form schliessen.

Grundlagen aufbauende Hafnerarbeit. In formaler Hinsicht verweisen die gewölbten Kacheln auf einen Ofen mit zylindrischem Oberbau, an dem Kacheln gleichen Formats reihenweise ohne vertikale Gliederung versetzt waren. Sie sprechen damit für einen in spätmittelalterlicher Ofenbautradition stehenden Konstruktionstyp, wie ihn der Luzerner Diebold Schilling in seiner Bilderchronik wiederholt vorführt. Mit diesem Ofentyp ist jedoch noch während des ganzen 16. Jahrhunderts zu rechnen, obwohl daneben bereits neue Grundrissformen für grössere und kombinierbare, verschiedene Kachelformate entwickelt waren. Ebenfalls noch der Spätgotik verpflichtet sind das Rundmedaillon und das Zwickelmotiv. Beides sind Elemente, die beispielsweise bei den in vielen Varianten weit verbreiteten Rosettenkacheln der zweiten Hälfte des 15. und frühen 16. Jahrhunderts vorkommen.[43] Allerdings sind die in den Zwickeln rankenden Blätter weniger floral gestaltet und – wie insbesondere die Lochungen belegen – schon in Richtung Rollwerk entwickelt. Dieses kommt seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vor und wird rasch im kunstgewerblichen Bereich, so auch in der Ofenkeramik, aufgenommen.[44] Aussagekräftig für die Stellung dieser Hafnerarbeit zwischen Spätgotik und Renaissance ist der Vergleich mit den Kacheln von dem Ofen in Seelisberg. Sie weisen einen mit den Kacheln aus Steinen übereinstimmenden figürlichen Reliefdekor auf, werden aber von einer Renaissance-Architektur mit Säulen auf hohen Postamenten gerahmt, welche den Weg für das hochrechteckige Kachelformat bahnt und die Elemente Medaillonrahmen und Zwickelmotiv auf Kacheldekoren mit ganzfigurigen Darstellungen ablöst.[45] Diese bei Renaissance- und Barockkacheln vorherrschende Architekturrahmung erscheint gegenüber dem Medaillonrahmen zeitgemässer, weshalb die Kacheln in Seelisberg als fortschrittlicher zu bezeichnen und wohl auch jünger als die Reliefs aus dem Haus «Acher» zu datieren sind. Stilistische Anhaltspunkte für einen genauen zeitlichen Ansatz der figürlichen Reliefdekore sind nicht zu nennen, da Renaissance-Formen auf dem Gebiet der Ofenkeramik hierzulande auch noch im 17. Jahrhundert im Trend lagen. In diesem zeitlichen Rahmen sind auch die Frieskacheln mit dem Groteskenrelief und die beiden profilierten Gesimskacheltypen unterzubringen. Als Hauptargument für eine Datierung der Kacheln aus dem Haus «Acher» in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts möchte man die gewölbte Form des Kachelblattes und in diesem Zusammenhang auch das Kachelformat sowie vor allem die altertümliche Rahmengestaltung geltend machen, wobei diese zeitliche Einordnung weder bedeuten muss, dass die Kacheln in dieser Zeitspanne hergestellt noch dass der Kachelofen bereits zu diesem Zeitpunkt im Haus «Acher» aufgesetzt wurde. Ungeachtet der Frage, wer der Erstbesitzer des Kachelofens war, ermöglicht die lehrreiche und repräsentative Bildersprache eine Vorstellung von der Geisteshaltung der Auftraggeber.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Bruchstücke der Ofenkacheln wurden dank aufmerksamer Beobachtung beim Abbruch des Hauses in der Erde entdeckt und geborgen. Auf den ersten Blick sind sie angesichts der Brandschäden und der flachen Reliefs mit den unscharfen Konturen und Binnenformen unspektakulär. Eine Analyse des Ensembles vermag der Hafnerarbeit jedoch zahlreiche Informationen zu entnehmen. Im Relief dargestellt ist die Bildserie mit den Personifikationen der fünf Sinne, ein in der Renaissancezeit beliebtes und weitverbreitetes Thema, dessen Komposition und Gestaltung sich an druckgraphischen Vorlagen orientiert. Dieser humanistischer Weltanschauung entspringenden Ikonographie steht die spätgotische Handwerkstradition bei der Fertigung der Kacheln gegenüber: quadratisches Format, gewölbtes Kachelblatt und florales, jedoch bereits zu rollwerkähnlichen Formen tendierendes Zwickelmotiv. Mit dieser Kombination von altmodischen und zukunftsweisenden Elementen ist die Datierung der Kacheldekore in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zu begründen. Dennoch kann daraus nicht zwangsläufig auf den Zeitpunkt der Kachelherstellung geschlossen werden. Im übrigen ist das profane Thema der fünf Sinne in der Ofenkeramik auch noch im 17. Jahrhundert aktuell, wenn auch mit einer anderen Rahmengestaltung. Stilistisch gesehen sind die Reliefs von guter Qualität. Diese wird aber durch die handwerkliche Ausführung, insbesondere durch das flache Relief gemindert. Es ist deshalb zu vermuten, dass die Bildfolge aus

[43] Beispielsweise Eva Roth Kaufmann, René Buschor und Daniel Gutscher: «Spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern» (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern), Bern 1994, 212, Kat. 248.

[44] Rollwerk ist die Bezeichnung für Ornamente und Schmuckmotive, die sich an ihren Enden oder Rändern rollen. Nachdem die Vorformen in Frankreich entstanden waren, wurde das Rollwerk seit 1550 durch Ornamentstiche des Antwerpeners Cornelis Floris in den Niederlanden und Deutschland verbreitet.

[45] Für Porträtdarstellungen wird weiterhin der Medaillonrahmen bevorzugt.

Steinen nicht in neuen Modeln hergestellt, sondern – durchaus gängiger Hafnerpraxis entsprechend – mittels Abformung von Fertigprodukten kopiert wurde. Die in Gestalt von antikisierend gekleideten Frauen mit verschiedenen Attributen symbolisierten Sinne sind in mehreren Motivvarianten wiederholt an Kachelöfen in zentralschweizerischen Bauernhäusern erhalten, und zwar als Recycling-Material andernorts abgebauter Öfen unbekannten Standorts. Eine solche Vorgehensweise könnte auch beim Steinemer Ofen vorliegen, denn der Umstand, dass nur vier der fünf Sinnesallegorien als Reliefdekore im Fundbestand auszumachen sind, weckt Zweifel an der ursprünglichen Bestimmung der Kacheln für einen Ofen im Haus «Acher». Aus diesem Grund hat es keinen Sinn, den Auftraggeber für den Kachelofen in einem der bereits seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts archivalisch überlieferten Hauseigentümer erkennen zu wollen.

Das Haus «Acher» und die Hauslandschaft Zentralschweiz

Wie in der Einleitung erwähnt, handelt es sich beim Haus Kreuzstrasse 8 nicht um einen Einzelfall eines spätmittelalterlichen Wohnhauses dieses Typs. Aus einer Menge von zur Zeit 24 bekannten, zum Teil in Publikationen bereits aufgeführten Beispielen,[46] können nachfolgend interessante Vergleiche, typologische und konstruktive Gemeinsamkeiten, aber auch Besonderheiten herausgeschält werden. Für diese vergleichende Betrachtung werden nur Objekte mit erforschter Baugeschichte herangezogen. In jedem Fall interessieren aber nur die zum Kern des ursprünglichen Baus gehörenden Gebäudeteile.

[46] Vgl. Furrer, «Beiträge» (wie Anm. 2); Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3); Edwin Huwyler: «Bauernhäuser OW/NW» (wie Anm. 35), 498–507.

[47] Giovanni Buzzi: «Atlante dell'edilizia rurale in Ticino, Valle di Blenio», Locarno 1993, 289–308, 425–437.

[48] Pierangelo Donati: «Dendrochronologie et analyse monumentale. La villa di Dagro», in: Bulletin du centre Genèvois d'Anthropologie, (1988) Nr. 1.

[49] Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 433–436.

Zur Verbreitung dieses Hausyps

Nach bisherigen Erkenntnissen sind Wohnhäuser mit fassadenbündigen Boden-/Deckenbohlen auf der Alpennordseite vor allem in der Gegend des Vierwaldstättersees verbreitet bzw. erhalten geblieben. Das älteste dieser Häuser wurde im 13. Jahrhundert, das jüngste um 1525 erbaut. Von den 24 Bauten dieses Typs stehen bzw. standen dreizehn in den Gemeinden Steinen und Schwyz, die übrigen verteilen sich auf die Gemeinden Arth, Illgau, Morschach, Spiringen, Bürglen, Seelisberg, Meggen und Wolfenschiessen.

Aus anderen Regionen der Schweiz sind derartige Häuser noch nicht beschrieben worden. Wohnhäuser mit fassadenbündigen Boden-/Deckenbohlen stehen aber auch in Curaglia und Bergün (Kanton Graubünden) sowie im Bleniotal.[47] Einzig aus dem Val Malvaglia im Bleniotal liegt eine systematische Untersuchung zweier Siedlungen vor. Teile der dortigen Blockbauten mit fassadenbündigen Boden-/Deckenbohlen reichen ins 13. Jahrhundert zurück.[48] An kleineren Ställen und Speichern ist diese Bodenkonstruktion verschiedenenorts noch im 18. und 19. Jahrhundert angewendet worden.

Grössenvergleiche

Die zehn in der folgenden Tabelle aufgeführten, spätmittelalterlichen Bauten weisen eine mittlere Innengrundfläche von 67 m^2 auf, wobei das Haus «Bethlehem» mit 99 m^2 bzw. das Haus Steinen, Herrengasse 17, mit 51 m^2 die Bandbreite bestimmen. Eine noch geringere Grundfläche von rund 42,5 m^2 könnte beim Haus Morschach, Tannen, vorliegen, wobei die ursprüngliche Breite des Hauses nicht gesichert ist. Mehrheitlich verfügen die Bauten über eine geringfügig grössere Tiefe (in Firstrichtung) als Breite; fünf von zehn Häusern messen in der Firstrichtung 35–110 cm mehr als in der Breite. Bei drei Häusern liegt dieser Wert deutlich höher, nämlich bei 195–235 cm und nur je ein Haus ist um 50 cm bzw. 285 cm weniger tief als breit.

Alle der bekannten spätmittelalterlichen Wohnhäuser dieses Typs erfuhren im Laufe der Zeit diverse Um- und Anbauten. Die grösste diesbezügliche Vielfalt konnte am Haus Steinen, Herrengasse 17, festgestellt werden, das nicht nur in mehreren Phasen neue Wohnräume erhielt, sondern sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts mit dem Anbau eines Stallscheunenteils zu einem sekundären Vielzweckbau wandelte.[49]

Objekt	Datierung	Ganzes Haus Innenmasse Meter		Vorderhaus (Stube und Kammer)		Hinterhaus (Küche und Kammer(n)		Hauslänge übertrifft Breite um	
		Länge x Breite	Fläche m²	Länge x Breite	Fläche m²	Länge x Breite	Fläche m²	m	%
Schwyz, Bethlehem	1287	10,30 x 9,65	99,4	4,45 x 9,65	42,95	5,7 x 9,65	55,01	0,65	7
Steinen, Herrengasse 17	13. Jh./1305	7,50 x 6,80	51	3,25 x 6,80	22,10	4,15 x 66,80	28,22	0,70	10
Schwyz, Ibach	um 1336	9,10 x 8,25	75,08	3,85 x 8,25	31,76	5,15 x 8,25	42,50	0,85	10
Steinen, Acher	1313/38	9,65 x 7,30	70,45	3,20 x 7,30	23,36	6,30 x 7,30	45,99	2,35	32
Morschach, Tannen	1317/41	7,40 x 5,75?	42,55?	3,20 x 5,75?	18,40	4,10 x 5,75?	23,58?	1,65?	29
Schwyz, Oberschönenbuch	1323/47	8,10 x 8,60	69,66	3,50 x 8,60	30,10	4,45 x 8,60	38,27	–0,5	–6
Arth, Klostergasse 11	1410/15	9,60 x 7,65	73,44	3,90 x 7,65	29,84	5,50 x 7,65	45,94[1]	1,95	25
Schwyz, Chaltbach	1319/43	8,10 x 7,75	62,78					0,35	5
Seelisberg, Buchholz	1340/43	8,60 x 8,10	69,66	3,80 x 8,10	30,78	4,70 x 8,10	38,07	0,5	6
Bürglen, Mätteli	1500/25	6,15 x 9,0	55,35	2,95 x 9,0[2]	26,55	3,10 x 9,0	27,90	–2,85	–32
Muotathal, Aport	1549	12,30 x 11,20	141,07	5,20 x 11,20	58,24	6,95 x 12,75	82,83[3]	1,10	10
Baar, Sennweid	1796	11,20 x 9,66	112,06	4,35 x 9,66	42,02	6,75 x 9,66	65,21	1,54	16
Einsiedeln, Steinbach	1812	9,75 x 10,0	97,50	4,85 x 10,00	48,50	4,65 x 10	46,50	–0,25	–3

[1] Hinterhaus besteht aus Gang und westlich über das Vorderhaus hinausragendem Raum mit den Teilflächen 15,68 und 30,26 m².
[2] Zwei annähernd gleichbreite Räume im Vorderhaus.
[3] Hinterhaus besteht aus Gang und östlich über das Vorderhaus hinausragendem Raum mit den Teilflächen 54,83 und 28,00 m².

Anhand von fünfzig metrisch ausgemessenen Gebäuden aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, die sich in den Kantonen Schwyz und Zug befinden, lassen sich bezüglich ihrer Grösse zwei Gruppen von Wohnhäusern unterscheiden: sog. «grosse Häuser», die ein Viereck mit Seitenlängen zwischen 9 bis 12 m, entsprechend 30 und 40 Fuss, bilden, sowie «kleineren Häuser» mit 6 bis 9 m oder 20 und 30 Fuss Seitenlänge.[50] Entscheidend ist, dass die Haustiefe in Firstrichtung jeweils um 15 bis 25 Prozent grösser ist als die Fassadenbreite. Bezogen auf die Nutzfläche des Wohngeschosses lässt sich eine Grenze bei 100 m² ansetzen; Bauten, die diese Grösse unterschreiten, gehören zu den «kleinen», solche, die darüberliegen, zu den «grossen» Häusern.

In der Gruppe der spätmittelalterlichen Wohnhäuser weist das «Bethlehem» in Schwyz die grösste nutzbare Fläche auf, während dasselbe Haus im Vergleich zu neuzeitlichen, bezüglich sozialer Schichtzugehörigkeit und topographischer Lage vergleichbaren[51] Wohnhäusern, zu den «kleineren» gehört.

Das Raumprogramm

Ohne die Keller und die Küche[52] dazuzurechnen, weisen spätmittelalterliche Wohnhäuser im Originalbauzustand sechs bis acht Räume auf. Zum üblichen Raumprogramm gehören neben der obligatorischen Küche bzw. dem Feuerraum meist *ein* heizbarer Raum[53] (Stube), eine daran an-

[50] Fussmass zu 30 cm, vgl. Furrer, «BauernhäuserSZ/ZG» (wie Anm. 3), 195.

[51] Ausbaustandard zur Bauzeit, Raumprogamm.

[52] Die z. T. bis ins 19. Jahrhundert vorkommende Rauchküche bildet kein geschlossenes räumliches Kompartiment, wie beispielsweise eine Kammer, ist also ein Volumen, das die Kochfeuerstelle enthält und im übrigen auch als Mehrzweckfläche betrachtet werden kann, die so oder anders in jedem Wohnhaus vorhanden ist.

[53] Beim Haus am Landsgemeindeplatz in Ibach konnte nachgewiesen werden, dass die Stube während gut 60 Jahren keine fest eingebaute Wärmequelle (Ofen) enthielt. Vgl. dazu Descœudres/Wadsack, «Schwyzer Haus» (wie Anm. 4).

schliessende kleinere Kammer (Nebenstube). Neuzeitliche Wohnhäuser weisen demgegenüber in aller Regel mehr als zehn, in einzelnen Fällen bis zwanzig Räume auf. Am Grundschema von Stube und Nebenstube im Vorderhaus sowie der Küche im Hinterhaus ändert sich im Zeitraum mit überschaubarem Hausbestand nichts. Das Volumen im Hinterhaus mit der Feuerstelle kann begrenzt sein von einer oder von zwei seitlichen Kammern, die nur durch kleine Luken erhellt werden. Im Obergeschoss befinden sich über Stube und Nebenstube je eine gleich grosse Kammer und im Hinterhaus eine oder zwei Kammern. Die unmittelbar auf einer Küchenkammer aufsitzende Kammer kann seitlich recht weit über die darunterstehende auskragen (z.B. «Bethlehem», Ibach, Wolfenschiessen). Firstkammern fehlen generell bei spätmittelalterlichen Wohnhäusern. Hingegen lassen sich bei allen Bauten, bei denen die originalen Traufwände sichtbar sind, im Obergeschoss Türen zu heute noch bestehenden oder später entfernten Lauben nachweisen.

Die Erschliessung des Wohngeschosses erfolgt stets über einen traufseitigen Zugang. Das Obergeschoss ist über eine Steighilfe (meist Treppe, ev. auch Leiter) vom Hinterhaus bzw. Küchenbereich aus erreichbar. Noch in Diskussion steht die Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit, dass einzelne der spätmittelalterlichen Wohnhäuser auch über einen Aussenzugang zum Kammergeschoss verfügten (insbesondere Steinen, Herrengasse 17 und Kreuzgasse 8). In den drei gut dokumentierten Bauten «Bethlehem», Hinter-Ibach und Herrengasse 17 führte die Treppe auf ein Podest, von dem aus sowohl Kammern im Vorder- und Hinterhaus als auch die Laube zugänglich sind.[54] Im Vergleich mit neuzeitlichen Wohnhäusern weist ein spätmittelalterlicher Bau im Wohn- bzw. Kammergeschoss geradezu eine Umkehrung des Anteils «Verkehrsfläche» aus. Im Wohngeschoss gibt es sehr viel «freien» Raum, im Kammergeschoss dagegen engste Verhältnisse. Bei den meisten neuzeitlichen Wohnhäusern sind diese Zonen um einiges klarer definiert, vor allem beim Vorhandensein eines durchgehenden Querganges.

Bis auf wenige Ausnahmen ordnen sich alle Räume der originalen Grundriss-Disposition spätmittelalterlicher Häuser innerhalb eines Rechtecks an. Hiervon abweichende Systeme, etwa mit einer seitlich über die Trauflinie des Vorderhauses hinausragenden Kammer im Hinterhaus, deuten auf spätere Umbauten hin (Beispiel Steinen, Herrengasse 17, Arth, Klostergasse 11). Diese L-förmigen Grundrisse werden erst im 16. Jahrhundert zu einer verbreiteten Anlage.

Besonderheiten der Konstruktion

Die den spätmittelalterlichen Wohnhäusern eigenen und zugleich typbildenden Eigenschaften der Konstruktion wurden bereits erwähnt (vgl. S. 55). Nachzutragen bleiben Elemente des Ständerbaus, welche in einem sonst reinen Blockbaugebiet besonders auffallen. Nach bisheriger Erkenntnis auf Uri und Nidwalden beschränkt bleibt das Phänomen *Firstständer.*[55] Der Firstständer hat die Aufgabe, die Balken der Giebelwand zu stabilisieren, indem diese seitlich in den zwischen Wandrähm und First eingespannten Ständer eingenutet sind. Dieses statische Problem im Giebeldreieck löst sich mit dem Einbau von Firstkammern auf.

Wohl in einen anderen Zusammenhang gehören ganze, in *Ständerbauweise* errichtete Traufwände im Hinterhaus. Festgestellt wurden solche Elemente bei den Häusern Arth, Klostergasse 11 (1410/15), Wolfenschiessen, «z'Bannwartä» (1316/35) und Meggen, Weid (1315/20).[56] Zumindest am Beispiel Meggen stehen die Ständerbauwände im Zusammenhang mit jüngeren Umbauten oder Renovationen, so dass auch bei den übrigen zwei Fällen an eine sekundäre Konstruktion zu denken ist. Die nicht in die Dendrodatierung einbezogenen Ständer beim Haus Arth, Klostergasse 11, liessen sich anhand von leeren Blattsassen ohne Gegenstelle im Rähm und anderer Bearbeitungsspuren klar als Spolien erkennen.

Dem Ständerbau sehr nahe stehen auch als *Schwellenschloss* ausgebildete Versteifungen der Binnenquerwand. Bei vier Häusern durchdringt ein Kantholz der Vorderhausquerwand die Traufseite nicht als vollständiger Vorstoss mit Gewättkopf, sondern lediglich in reduzierter Zungenform und wird mit einem Keil gesichert, so wie bei

[54] Beim Haus Hinter-Ibach erst in der Bauphase um 1400.

[55] Vgl. Furrer, «Beiträge» (wie Anm. 2), 180. Bekannt sind Firstständerkonstruktionen vor allem bei Wohnhäusern im Obergoms oder im Appenzellerland. Walter Ruppen: «Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Wallis», Band 1, Basel, 1976, 12 «Heidechriz»; Max Gschwend: «Bauernhäuser in Appenzell», in: Bauernhäuser der Schweiz, Blauen 1988, 156.

[56] Arth: Bauernhausforschung Schwyz-Zug, Inv. Nr. 7/70; Wolfenschiessen: Huwyler, «Bauernhäuser OW/NW» (wie Anm. 35), 498; Meggen: Bauuntersuchung Baltensweiler & Partner 1989, Kantonsarchäologie Luzern.

Schwellenschlössern von Fachwerk- und Ständerbauten üblich.[57]

Spekulationen zu hohen Türschwellen und niedrigen Türöffnungen

Erst in der originalgetreuen Ergänzung bzw. Rekonstruktion der ursprünglichen Türöffnungen wird deutlich, wie extrem hoch die Schwellen und wie niedrig die Türen, insbesondere im Kammergeschoss, sind bzw. waren. Schwellen von 30–40 cm und Türen mit lichter Höhe von 110 cm geben zu denken. Die durchschnittliche Körpergrösse von Männern und Frauen des 13./14. Jahrhunderts war in Schwyz kaum anders als in späteren Jahrhunderten.[58] Als eine plausible Erklärung bietet sich die Statik an, welche – wohl eher erahnt als errechnet – davon ausgeht, dass im Blockbau jeder Schnitt in die horizontale Lage der Kanthölzer eine Schwächung der Konstruktion bedeutet. Berücksichtigt man zudem die Bauweise mit fassadenbündigen Boden-/Deckenbohlen, die gewissermassen jedes Geschoss in einen separaten Ring gliedert, bilden die lose auf dem Bohlenboden aufliegenden Stockwerkschwellen wichtige, stabilisierende Hölzer, die man nicht gerne schwächte.

Bis zu einem gewissen Grad hemmen hohe Schwellen kalte Luft daran, vergleichsweise rasch in eine Kammer hineinzufliessen und so einen unangenehmen Luftzug zu bilden. Ebenfalls nur in eingeschränktem Masse vermögen solche Schwellen Tiere davon abhalten, in einen für sie nicht vorgesehenen Raum einzudringen.

Von den weitgefächerten Möglichkeiten, welche die Bauweise der Türschwellen mit brauchmässigen Handlungen oder mit Aberglauben in einen Zusammenhang stellen könnten, drängt sich nichts Bestimmtes auf.[59] Wahrscheinlich stehen durchaus praktische Überlegungen dahinter, die für moderne Menschen völlig irrelevant geworden sind.

Der Wandschrank als Vorläufer des Stubenbuffets

In einem Teil der spätmittelalterlichen Häuser, jedoch nicht nur bei diesen, ist an einer bestimmten Stelle im Haus eine Art Fenster zu finden. Stets verbindet die Öffnung, in einer Binnenquerwand eingelassen, die Stube mit dem Hausflur oder der Küche. Flur- bzw. küchenseits kann die Öffnung in unterschiedlichem Abstand von einer vier Zentimeter breiten und zwei Zentimeter tiefen Nut umgeben sein. Fensterpfosten, aber auch Nuten können fehlen, wie im Falle des hier dargestellten Hauses Kreuzstrasse 8. Befunde im Haus «Bethlehem» in Schwyz (1287) und in Oberschönenbuch (Schwyz, nicht datiert) zeigen, dass diese Wandöffnungen in Verbindung mit ehemaligen Wandschränken zu sehen sind, die beginnend ab dem 16. Jahrhundert, durch das Aufkommen des wandfesten Stubenbuffets sowie der Täfelung nicht mehr gebraucht wurden. Den stubenseitigen Verschluss bildete ein Fensterladen, versehen mit Riegel oder Schloss. Gangseits kann die Öffnung sichtbar sein, sie ist jedoch meist zugemauert oder verbrettert. Bei späteren Freilegungen werden in der stubenseitigen Wand, wo die Schranköffnung eingelassen ist, unregelmässig verteilte, teils offene, teils mit einem Zapfen verschlossene Bohrlöcher sichtbar. Darin fanden sich beispielsweise Textil- und Papierreste, kleine Figürchen, Haare oder Zähne. Die Funde lassen auf brauchmässiges «Verpflöcken» schliessen, wie dies Ernst Brunner beschrieben hat.[60] Insbesondere die eindeutig *nachträglich* in den Häusern des 12. und 13. Jahrhunderts eingebauten Wandschränke sowie der im Falle des Hauses Hinter-Ibach wahrscheinlich gemachte, ursprünglich ofenlose Zustand der «Stube» weisen auf einen entscheidenden Aspekt der Nutzungsänderung eines Raumes hin: Es darf die Hypothese formuliert werden, dass in Wohnhäusern der Zentralschweiz, die vor dem 14. Jahrhundert entstanden, erst nach etwa 1400 ein grosser Raum des Erdgeschosses mit Ofen und Wandschrank ausgestattet und damit zum eigentlichen Wohnraum, zur Stube, aufgewertet worden ist.[61]

[57] Steinen, Herrengasse 17 (Inv. Nr. 3/24) und Lauigasse 21 (Inv. Nr. 3/50); Arth, Klostergasse 11 (Inv. Nr. 7/70); Schwyz, Oberschönenbuch (Inv. Nr. 11/78). Inv. Nr. Bauernhausforschung Schwyz – Zug, Archiv, Hofstrasse 15, Zug.

[58] Andreas Cueni: «Die menschlichen Gebeine», in: Georges Descœudres, et al., Sterben in Schwyz. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, hg. vom Schweizerischen Burgenverein, Band 20/21, Basel 1995, 134.

[59] Stichwort «Schwelle», in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin und Leipzig 1935 und 1936, Band VII, Spalten 1509–1543.

[60] Ernst Brunner: «Seltsame Verpflöckungen an Luzerner Bauernhäusern», in: Der Geschichtsfreund, Band 120 (1967).

[61] Georges Descœudres: «Über die Anfänge der Stube im ländlichen Hausbau der Innerschweiz», in: Das Haus als Lebens- und Wirtschaftsraum. Wissenschaftliche Fachtagung vom 22./23. August 1997 auf Schloss Münchenwiler, Bern 1997, 54–55.

Volkskundliche Besonderheiten im Zusammenhang mit Wandöffnungen: «Pestfenster» und «Seelenfenster»

Gerade weil Luken und Wandschranköffnungen spätestens im Verlaufe des 18. Jahrhunderts aufgegeben wurden, aber nicht ganz von der Bildfläche verschwanden (vor allem die Wandschranköffnungen), haben sich mit der Zeit verschiedene Deutungen gebildet. Dabei spielte das offensichtlich traumatische Erleben von Pestepidemien ebenso eine Rolle wie tatsächliche, wenn auch nur rudimentäre Quarantäne-Anordnungen durch die Obrigkeit. Den wohl grössten Beitrag zur Interpretation sogenannter *Pestfenster* als Durchreiche für die in der Stube eingeschlossenen Pestkranken aber haben Historiographen des 19. und 20. Jahrhunderts geleistet.[62] Noch heute ist das «Pestfenster» eine oft gehörte Bezeichnung bzw. Erklärung für die Reste ehemaliger Wandschränke.

Einem ähnlichen «Erklärungsbedarf» hat auch das *Seelenfenster* seine Existenz zu verdanken; demnach sei eine Luke in der Kammerwand geöffnet worden, wenn hier ein Mensch im Sterben lag. Nach Meinung der Leute konnte die Seele leichter entweichen. So berichtet beispielsweise Gustav Ränk: «Desgleichen wurde bei den Russen während der Agonie oder auch sofort nach dem letzten Atemzug des Sterbenden ein Balken oder ein Brett über der Tür oder in der Decke weggeschoben, damit die Seele leichter fortfliegen könne oder auch zurückzukommen vermöge. Bezeichnenderweise wurde eine solche Öffnung oft gerade über dem Sterbebette, also irgendwo in der Hinterecke gemacht.»[63] In der Schweiz wird die ursprünglich nur beim sog. Walser-Haus in Cresta-Avers (GR) so bezeichnete Öffnung als Nachweis für einen Hausbau durch Walser bei anderen Häusern mit ähnlicher Luke herangezogen.[64] Schliesslich deuteten Leute jede beliebige Luke als *Seelenfenster,* auch wenn es sich nur um ein nachträglich verschlossenes Zapfloch eines Trägerbalkens in der Stubenwand handelt. In der Zentralschweiz ist die Bezeichnung *Seelenfenster* für Luken nicht gebräuchlich.[65]

Zusammenfassung

Im Oktober 1997 wurde am Haus «Acher» (Kreuzstrasse 8) in Steinen eine baugeschichtliche Untersuchung durchgeführt. Der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtete Blockbau gehört zu einer Gruppe mittelalterlicher Wohnhäuser, welche hauptsächlich im Alten Land Schwyz verbreitet und deren bekannteste Vertreter das Haus «Bethlehem» in Schwyz sowie das ehemalige Haus am Landsgemeindeplatz in Hinter-Ibach sind, wobei letzteres heute als «Schwyzer Haus» den ältesten Holzbau im Freilichtmuseum Ballenberg repräsentiert. Jüngere Forschungen haben zahlreiche Erkenntnisse zu den zimmermännischen Fertigungstechniken sowie zur differenzierten Raumstruktur dieser Wohnbaugruppe erbracht. Wichtigste Neuerungen bei den Untersuchungen am Haus «Acher» gegenüber dem bisherigen Wissensstand sind das mehrfache Auftreten von Hocheingängen sowie die Beobachtung, dass eine Kammer im Hinterhaus nur über eine Aussenlaube erschlossen war. Beim Abbruch des Hauses im Januar 1998 kamen zahlreiche Fragmente eines Kachelofens zum Vorschein. Die reliefverzierten, grün glasierten Blattkacheln aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigen zeittypische Personifikationen der Sinne. Verschiedene Beobachtungen an den Fragmenten, darunter das Fehlen des Riechens als einer der Sinnesallegorien, weisen darauf hin, dass diese Kacheln im Haus «Acher» möglicherweise bereits in Zweitverwendung zu einem Ofen zusammengesetzt worden waren.

[62] Vgl. Furrer, «Bauernhäuser SZ/ZG» (wie Anm. 3), 269–270.

[63] Das System der Raumeinteilung in den Behausungen der nordeurasischen Völker, Stockholm 1949, 103. Etwas ganz anderes sind Luken zwischen einer Fensterreihe und der Stubendecke, welche als Rauchabzug in Stuben osteuropäischer Bauernhäuser mit Kochofen dienen.

[64] Vgl. Johann Rudolf Stoffel: «Das Hochtal Avers», Zofingen 1938, 92–95.

[65] Ausgenommen einen Fall einer heute in Lugano wohnenden, in Realp aufgewachsenen Frau über ein Haus in Zumdorf (Gemeinde Hospental).